



Neun Millimeter Blei

Die Pausentöne klangen im Lautsprecher nach. Lärmend drängten die Mädchen und Jungen der dritten Klasse hinaus auf den Flur.

Julian hielt seinen Sitznachbarn in der hinteren Reihe am Ärmel fest und flüsterte: »Warte mal, ich muss dir was zeigen.« Er hob seine Umhängetasche aus der Halterung und nahm sie auf den Schoß.

Travis ließ sich zurück auf den Stuhl plumpsen. »Lass sehen«, forderte er und beugte sich neugierig herüber. »Mann!«, staunte er im nächsten Moment, als Julian die Tasche öffnete. »Was ist denn das?«

»Eine Pistole, du Trottel«, erwiderte Julian und verdrehte die Augen.

»O Mann!«, schnaufte Travis aufgeregt. »Und was machst du damit? Einen Amoklauf?«

Julian schüttelte verständnislos den Kopf. »Sag mal, spinnst du? Amoklauf! Ich bin doch kein Killer!«

»Aber im Fernsehen ... wenn da einer eine Waffe mit in die Schule schleppt, dann schießt er doch immer ...«

»Blödsinn, Fernsehen!«, unterbrach ihn der blonde Junge altklug. »Was die bringen, ist doch alles erfunden.«

Vorn folgte Miss Lanigan, die Lehrerin, dem Pulk der Achtjährigen, wie sie sich durch das Nadelöhr Tür drängten. Miss Lanigan verlor eine ihrer Mappen. Beim Aufheben sah sie die beiden Nachzügler, die keine Anstalten machten, ihre Plätze zu verlassen.

»Julian! Travis!«, rief sie. »Nun aber raus mit euch!« Sofort hastete sie weiter, ohne sich zu vergewissern, ob ihre Anweisung befolgt wurde. Gleich darauf verschwand sie in dem Gewühl der Kinder.

Die beiden Jungen im Klassenzimmer kannten das; deshalb hatten sie die Lehrerin gar nicht erst beachtet.

»Darf ich mal anfassen?«, fragte Travis, noch immer über die Tasche seines Klassenkameraden gebeugt.

»Klar«, antwortete Julian gnädig. »Aber nicht rausnehmen.«

Travis ergriff die kantige Oberseite der Pistole mit Daumen und Zeigefinger. Ruckartig hob er den Kopf und sah seinen Nachbarn mit großen Augen an.

»Mein lieber Mann!«, entfuhr es ihm. »Das Ding ist aber ganz schön schwer!«

»Nicht so laut!«, zischte Julian. »Lass los jetzt. Ich glaube, Cop Kenny kommt.« Er zeigte zur Tür. Harte Schritte näherten sich draußen.

Travis kicherte verstohlen. »Hey, Jule, den könntest du doch jetzt mal in Schach halten. Dann nehm ich ihm seine Pistole ab, und wir haben zwei! Und dann nehm ich ihm noch die Handschellen ab.«

»Und dann?«, äffte Julian ihn nach und tippte sich an die Stirn. »Du hast sie wohl nicht mehr alle, was?«

»Dann ketten wir ihn mit den Handschellen ans Heizungsrohr!« Travis konnte nicht mehr aufhören zu kichern. »Und dann kommen wir in die Zeitung. Und ins Fernsehen. Schüler nehmen Schul-Cop gefangen. Das wär doch was, oder?«

Julian stieß ihn weg und wickelte die Pistole, ohne sie aus der Tasche zu nehmen, wieder in den Lappen. Darüber packte er die drei Schulbücher, die er auf dem Tisch liegen hatte. Anschließend klappte er die Tasche zu und klemmte sie sich unter den Arm.

»Du hältst die Klappe!«, zischte er Travis zu. »Kein Wort, verstanden?«

»Reg dich ab«, murmelte der dunkelhaarige Junge. »Denkst du, ich bin blöd, oder w...?« Er verstummte jäh.

Denn in diesem Augenblick schob Police Officer Sean O'Kennagh seine wuchtige Statur in den Türrahmen. Das kurze rotblonde Haar auf dem kantigen irischen Schädel des Polizei-

Titelbild: shutterstock / Guy J. Sagi

Die auf unseren Titelbildern dargestellten Schauspieler stehen in keiner Beziehung zu dem Romantitel und dem Inhalt dieses Bastei-Romans.

beamten schimmerte im Gegenlicht. Travis folgte Julians Beispiel, indem er ebenfalls seine Tasche packte. Beide Jungen standen auf und sahen den uniformierten Cop respektvoll an. Kenny, wie ihn alle nannten, war einer, für den klare Regeln galten. Wer ihm nicht in die Augen sehen konnte, hatte etwas zu verbergen. So einer musste dann in Kennys Dienstzimmer antanzen und sich ein paar ernste Worte anhören. Davor hatten alle mehr Angst als vor den Lehrern oder dem Direktor.

»Na, Jungs?«, sagte Kenny mit seinem dröhnenden Bass. »Hat Miss Lanigan vergessen, euch rauszuschmeißen?«

»Nein, Sir«, antwortete Julian wahrheitsgemäß. »Wir waren nur nicht schnell genug, mussten noch zwei Aufgaben vergleichen.«

»Eifrig, eifrig«, brummte der Schul-Cop. »Dann aber mal raus mit euch. Frische Luft hat noch keinem geschadet.«

»Yes, Sir!«, erwiderten die Jungen wie aus einem Mund.

Officer O'Kennagh wartete, bis sie draußen waren, dann schloss er die Tür ordnungsgemäß. Er blickte den beiden nach, bis sie ihre persönlichen Spinde öffneten, dann wandte er sich ab und ging weiter, um die nächsten Klassenzimmer zu kontrollieren.

»Willst du sie haben?«, fragte Julian seinen Klassenkameraden, während sie beide im Begriff waren, die Taschen in den nebeneinander stehenden Stahlblechschränken zu verstauen.

»Was?«, entgegnete Travis begriffsstutzig.

Julian beugte sich herüber und senkte die Stimme. »Die Pistole. Willst du sie haben?«

Travis kriegte den Mund nicht

wieder zu. »Waaas?«, wiederholte er, lang gezogen und ungläubig diesmal. Seine Augen begannen zu leuchten. »Du willst mir die Pistole ...«

»Nicht schenken, Mann. Verkaufen.«

Travis überlegte. »Na ja, kommt darauf an.«

»Fünf Dollar«, sagte Julian und fuhr in dem Tonfall fort, in dem die Mafia-Typen in den Filmen sprachen: »Das ist ein Angebot, das du nicht ablehnen kannst. Kapiert? Gib mir fünf Dollar, und sie gehört dir.«

»Fünf Dollar?«, wiederholte Travis, presste die Lippen zusammen und druckte herum.

»Das ist sie wert«, bekräftigte Julian ernsthaft. »Du hast ja gemerkt, sie ist aus Eisen, nicht aus Plastik.«

»Ja, sicher, aber ... «

»Sag bloß, du hast Angst!«

»Nein!«, beteuerte Travis rasch. »Ich doch nicht. Es ist nur ..., also, fünf Dollar sind ein bisschen viel.«

»Wenn's eine Spielzeugpistole wäre, ja.« Julian nickte und machte den Gesichtsausdruck, von dem er wusste, dass er damit cool aussah. »Aber mit diesem Ding hier ...«, er nickte zur Spindöffnung hin, »kannst du richtig jemanden totschießen.«

Travis seufzte entsagungsvoll und gestand: »Ich hab keine fünf Dollar.«

»Hm. Wie viel hast du denn?«

Travis senkte verlegen den Kopf und quetschte zwischen den Zähnen hervor: »Drei Dollar fünfzig.«

Julian sah ihn aus schmalen Augen an, als müsste er über das Schicksal seines Klassenkameraden entscheiden, dann nickte er gönnerhaft wie ein

Boss. »Okay, meinetwegen, du kannst sie haben. Für drei fünfzig. Pack sie gleich ein und gib mir das Geld.«

⊙

Assistant Director John D. High telefonierte, als wir sein Büro betraten. Es waren nur noch wenige Worte, die er zu wechseln hatte. Wir hörten heraus, dass er mit Edward G. Homer sprach, dem Leiter der *Field Operation Section East*, der zugleich sein direkter Vorgesetzter im FBI-Hauptquartier Washington war. Mr High deutete einladend auf die Besucherstühle. Auf dem Tisch hatte Helen, seine Sekretärin, wie gewohnt für den Verwöhn-Auftakt unseres Arbeitstages gesorgt – mit frisch aufgebrühtem Kaffee in der blitzblanken Isolierkanne.

»Die beiden sind soeben eingetroffen, Sir«, sagte der Chef und beendete das Gespräch. Er sah uns an und lächelte. »Schöne Grüße von Assistant Director Homer. Er lässt Ihnen ausrichten, dass er den Fall Barnes bei Ihnen in den besten Händen weiß.«

Phil und ich hatten uns vom Kaffee bedient, und der unvergleichliche Duft des heißen Lebensweckers steigerte unser Wohlgefühl ebenso wie die Tatsache, dass Assistant Director Homer ein wahrer Ausbund an Herzlichkeit geworden war. Schöne Grüße! In den besten Händen! Das ging herunter wie Öl. Es musste damit zu tun haben, dass wir einige Fälle, mit denen er uns direkt beauftragt hatte, zu seiner Zufriedenheit gelöst hatten. Kurzum, wenn ein Tag so begann wie dieser, konnte eigentlich nichts mehr schiefgehen. Gemessen daran spielte es auch keine große Rolle, dass wir bislang weder den Namen Barnes noch den damit verbundenen Fall kannten.

Zumindest glaubten wir das.

Es änderte sich im nächsten Moment, als Mr High die *Daily News* vom Vortag kurz hochhielt. Wir schmunzelten, denn jeder New Yorker kannte die Geschichte, die seit gestern Abend in allen Medien verbreitet wurde. »Achtjähriger verkauft scharfe Pistole in der Schule«, lautete die Schlagzeile. Kein Mensch konnte begreifen, wie so etwas möglich war. Der Staat New York – und damit auch die Stadt – hatte die strengsten Waffengesetze der Vereinigten Staaten. Ganz Amerika würde über uns lachen, befürchteten Pessimisten wie mein Partner Phil Decker. Ausgerechnet bei uns passierte, was nicht passieren durfte. Ein kleiner Junge brachte ungehindert ein ausgewachsenes Schießeisen mit in die Schule, und dann verschacherte er es auch noch an einen Klassenkameraden. Damit nicht genug, nahm der stolze neue Besitzer die Waffe nach Schulschluss unbehelligt mit nach Hause. Erst dort wurde er erwischt – von seiner Mutter. Zum Glück verlor sie nicht die Nerven, sondern rief sofort die Polizei an.

Die weiteren Fakten waren ebenso unglaublich wie die ganze Geschichte. Während die beiden Knirpse ihren denkwürdigen Deal abgewickelt hatten, schwebten sie und die Menschen in ihrer Umgebung praktisch in Lebensgefahr. Denn im Griffstück der Pistole befand sich ein vollständig geladenes Magazin mit fünfzehn Patronen im Kaliber neun Millimeter Parabellum. Zum Glück war keiner der beiden Jungen auf die Idee gekommen, die Waffe auszuprobieren.

»Barnes«, sagte ich. »Heißt der Junge so, Sir?«

»Ja«, bestätigte der Chef. »Julian Barnes. Sein Freund, dem er die Waffe für drei Dollar fünfzig verkauft hat,

heißt Travis Gilmore. Beide sind Schüler der dritten Klasse an der Public School hundertsieben in Flushing, Queens.«

Bis auf die Namen kannten wir die Einzelheiten aus den vielen Medienberichten. Die Journalisten waren übereingekommen, die Namen der minderjährigen Schüler zu deren Schutz nicht zu veröffentlichen. Im Vordergrund aller Berichte stand die Fassungslosigkeit darüber, wie es angesichts der heutigen Sicherheitsstandards in den Schulen möglich war, dass ein Achtjähriger eine echte Pistole in den Unterricht mitbrachte, ohne dass Lehrer oder Aufsichtspersonal es mitkriegten. Antworten auf diese Frage gab es noch nicht. Allerdings hatten unsere Kollegen vom New York Police Department sofort herausgefunden, wie Julian an die Waffe gekommen war.

Er war allein zu Haus gewesen und hatte aus Langeweile in der Wohnung herumgestöbert. Dabei hatte er die Pistole oben auf einem Schrank gefunden, in einem Koffer versteckt. Sachgemäße Aufbewahrung konnte man das nicht nennen, abgesehen davon, dass Julians Vater weder eine Lizenz für den Besitz einer scharfen Faustfeuerwaffe hatte, geschweige denn einen Waffenschein, der ihm erlaubt hätte, eine solche Waffe auch noch mit sich herumzutragen. Und damit, dass der Koffer verschlossen war, konnte er sich nicht herausreden. Ein mechanisches Zahlenschloss, so hatte einer der Kommentatoren zu Recht geschrieben, war für einen achtjährigen Jungen von heute kein Hindernis, sondern eine Herausforderung. So oder so würde die Sache strafrechtliche Folgen für den Mann haben.

Abgesehen davon hatte sich seine

illegale Pistole an einem ganz gewöhnlichen Schultag in die berühmteste Pistole New Yorks verwandelt.

So weit war es der Stand der Dinge, wie Phil und ich ihn kannten.

Unter dem Strich war das Ereignis ein herber Rückschlag für jene Politiker, die schon seit Jahren für alle Bundesstaaten der USA schärfere Waffengesetze forderten, und zwar nach dem Vorbild unserer strengen New Yorker Gesetze, die schon lange galten. Bislang hatte es keine nennenswerten Erfolge gegeben. Und angesichts des Falles Barnes fragte sich nun bestimmt jeder, wie viele illegale Pistolen oder Gewehre wohl noch in Privatwohnungen verborgen waren.

»Da der Fall bereits einen Namen hat«, sagte ich, »steckt also mehr dahinter, als die Medien bislang berichten.«

»Zumal Assistant Director Homer uns direkt damit beauftragt hat«, schloss Phil sich mir an. »Ich nehme mal an, unsere erste Anlaufadresse wird Julians Vater sein.«

Mr High nickte und sah uns mit ernster Miene an. »Ein FBI-Fall ist die Sache seit einer halben Stunde, und unser Fall ist sie seit fünf Minuten – seit Assistant Director Homers Anruf. Um den entscheidenden Punkt vorwegzunehmen: Ich habe noch während des Telefongesprächs mit Homer veranlasst, dass Darren Barnes, Julians Vater, vorläufig festgenommen wird.«

Es verschlug uns die Sprache.

Der Chef konnte unsere Verblüffung nachvollziehen. Deshalb erklärte er: »Wenn es sich nur um einen Ver-

stoß gegen das Waffengesetz handeln würde, wäre es kein FBI-Fall.«

Also gibt es einen anderen, schwerwiegenderen Grund, lautete unsere stumme Feststellung. Der Chef las sie in unseren Mienen. Deshalb ging er sofort darauf ein.

»Mit der Barnes-Pistole wurde ein Mord begangen«, erläuterte er knapp. »Und zwar außerhalb des Bundesstaats New York. Dazu gleich mehr. Auf jeden Fall ist die Zuständigkeit des FBI eindeutig begründet.«

Phil und ich schüttelten fassungslos den Kopf. Da bekamen zwei Achtjährige eine geladene Faustfeuerwaffe in die Finger, schlossen damit in der Schule ihren denkwürdigen Handel ab und brachten auf diese Weise nicht nur eine Pistole aus illegalem Besitz, sondern zugleich eine gesuchte Tatwaffe ans Tageslicht.

»Darren Barnes steht also unter Mordverdacht«, folgerte ich.

Mr High verneinte. »Die Dinge liegen anders. Der Mordprozess, um den es geht, ist abgeschlossen; der verurteilte Täter sitzt hinter Gittern – in Kanada übrigens, in Québec. Dort wurde auch der Mord verübt, in der Stadt Saint-Jean-sur-Richelieu; das ist in der Nähe von Montréal. Nur die Tatwaffe war verschwunden. In der Beweisaufnahme ging das Gericht davon aus, dass der Mörder die Pistole in ein Gewässer geworfen hat. Richelieu ist in diesem Fall übrigens ein Fluss, französische Staats- oder Kirchenmänner sind nicht gemeint.«

»Hat der Verurteilte gestanden, wie er die Pistole verschwinden ließ?«, fragte ich.

»Hat er überhaupt gestanden?«, ergänzte mein Partner.

»Weder noch«, antwortete der Chef. »Der Mann beteuert, unschuldig zu

sein – nach wie vor.« Mr High lehnte sich in seinem Schreibtischsessel zurück. »Außer denen der beiden Jungen wurden übrigens keine Fingerabdrücke auf der Waffe gefunden. Sie war vollständig gereinigt und geölt, vorschriftsmäßig wie beim Militär. So hat Darren Barnes sie in seiner Wohnung aufbewahrt, bis die Jungen sie anfassten.«

Ich zog die Schlussfolgerung: »Also keine Möglichkeit, die Schuld des Verurteilten endgültig zu beweisen. Wir haben die Tatwaffe, aber wir wissen nicht, wer sie benutzt hat.«

»Das ist die Sachlage«, bestätigte Mr High. »Assistant Director Homer hat die zuständigen Kollegen in Kanada bereits verständigt. Jetzt ist es Ihre Aufgabe, Jerry und Phil, den Weg der Waffe zurückzuverfolgen, und zwar vor allem die Frage, wie sie vom Tatort in der Provinz Québec nach New York gelangt ist. Was dabei herauskommen wird, ist noch völlig offen.«

Phil und ich nickten. Mein Freund atmete hörbar aus. Damit drückte er aus, was auch ich empfand. Die Geschichte um den Waffen-Deal der beiden Schuljungen löste einerseits Bestürzung aus, wegen des ernststen Hintergrunds. Andererseits sprachen die Leute in New York darüber nicht ohne ein amüsiertes Augenzwinkern, denn letzten Endes hatte die Geschichte auch etwas von einem unglaublichen Jungenstreich. In diesem Punkt würde die Reaktion der Menschen aber bald umschlagen, wenn sie erfuhren, dass die Barnes-Pistole Bestandteil eines Kapitalverbrechens war.

Mr High fuhr fort: »Wenn wir hier fertig sind, verhören Sie erst einmal Barnes, den Vater. Vordringlich

geht es um die Frage, ob er mit dem Mordfall in Kanada etwas zu tun hat und deshalb ein Haftbefehl gegen ihn ausgestellt werden muss. Die Kollegen vom 107. Revier haben ihn in Gewahrsam.«

Wir kannten das 107. Revier in Flushing, am Parsons Boulevard. Die Public School 107, das wussten wir aus Fernsehnachrichten und Zeitungen, befand sich an der 45th Avenue, nur ein paar Blocks vom Revier entfernt. Wir gönnten uns einen Schluck Kaffee.

»Allerdings ...«, sagte ich dann nachdenklich, »trifft Julians Vater die eigentliche Schuld. Eine geladene Pistole in einem Koffer aufzubewahren dürfte an Nachlässigkeit kaum zu überbieten sein.«

»Wahrscheinlich gab es in seiner Wohnung kein besseres Versteck«, fügte Phil hinzu. »Aber du hast recht, so was von Nachlässigkeit spottet jeder Beschreibung. Andererseits spricht es für ihn.«

»Für ihn?«, wiederholte ich. »Das ist nicht dein Ernst.«

»Doch, Jerry. Wenn Barnes gewusst hätte, dass es sich um eine Mordwaffe handelt, hätte er sie wohl kaum zu Hause aufbewahrt.«

»Hm«, brummte ich und gab zu: »Interessanter Gedanke.«

»Gestern Nachmittag«, setzte Mr High seinen Bericht fort, »konnten die Cops jedenfalls nur von illegalem Waffenbesitz ausgehen. Sie haben Barnes während der Arbeitszeit angetroffen, auf einer Lieferfahrt. Er arbeitet bei einem Kurierdienst. Die Überprüfung seiner persönlichen Daten ergab keinerlei Eintragungen außer seiner Dienstzeit bei der Armee. Keine Vorstrafen. Deshalb wurde er nach dem Kurzaufenthalt im Polizeirevier auf

freien Fuß gesetzt – natürlich mit dem Hinweis, dass ein Strafverfahren wegen illegalen Waffenbesitzes gegen ihn eingeleitet werde. Die Pistole wurde unterdessen von der Gilmore-Wohnung aus direkt zur Scientific Research Division gebracht. Dort wurden sofort ballistische Tests durchgeführt und die Geschossprofile gleich anschließend als Bilddateien nach Washington gesendet. Der Abgleich fand noch gestern Abend und während der Nacht statt, das Ergebnis lag heute Morgen auf Assistant Director Homers Schreibtisch.«

Wir kannten die Prozedur in einem solchen Fall.

»Das Geschossprofil der Barnes-Pistole konnte im Handumdrehen identifiziert werden«, berichtete Mr High. »Das ballistische Untersuchungsergebnis deckt sich mit dem des Mordfalls in Kanada, mit dem wir es hier zu tun haben. Damals wurde bereits festgestellt, dass es sich bei der verschwundenen Tatwaffe um eine Dienstpistole der US Army handeln musste. Der ursprüngliche Eigentümer, ein Lieutenant der Infanterie, wurde wenige Tage vor dem Abzug seiner Einheit aus dem Irak von Scharfschützen erschossen. Die Pistole des Lieutenants ging zurück in die Bestandsverwaltung seiner Einheit, muss aber entweder beim Rücktransport des Bataillons oder nach der Ankunft auf dem Heimatstützpunkt hier in den Staaten verschwunden sein.«

»War Barnes auch bei der Army?«, fragte ich.

»Ja, im zweiten Irak-Krieg, aber schon beim Einmarsch in den Irak,

Jahre vor dem Tod des besagten Lieutenants.«

»Auf jeden Fall haben wir es wohl mit einer Beretta zu tun«, sagte Phil. »Mit dem damaligen Armeemodell.«

»Richtig«, bestätigte der Chef. »Das Kaliber ist neun Millimeter Parabelum.«

»Die Waffe wiegt mehr als ein Kilogramm«, fügte ich hinzu. »Daran dürfte ein achtjähriger Junge ganz schön zu schleppen haben. Und dann hat er ja auch noch seine anderen Schulsachen dabeigeht.«

»Und nicht nur diesen Kraftakt hat er bewältigt«, ergänzte Phil. »Außerdem musste unser kleiner Freund Julian die Sicherheitskontrollen austricksen. Sein Kumpel Travis wird es auf dem Nachhauseweg vielleicht etwas leichter gehabt haben.«

»Wie dem auch sei«, erklärte Mr High, »die Kollegen vom Police Department haben bereits festgestellt, dass es einen Weg gibt, die Kontrollen zu umgehen – durch die Turnhalle und deren Geräteraum in den Keller und von dort aus hinüber ins Schulgebäude. Die entsprechenden Verbindungstüren sind ab Schulbeginn geöffnet. Die Schulleitung, das Lehrerkollegium und der Schul-Cop vom Dienst winden sich in Erklärungsversuchen und Entschuldigungen, aber es nützt ihnen nichts. Julian hat bereits zugegeben, dass er diesen Weg benutzt hat.«

»Wir müssen ihm wohl auch dankbar sein«, sagte ich. »Weil er nicht auf die Idee gekommen ist, seinem Freund die Pistole vorzuführen. Vor allem aber, weil er uns eine lang gesuchte Tatwaffe frei Haus geliefert hat.«

»Damit kommen wir auf den Punkt«, entgegnete der Chef. »Das Mordopfer war die damals achtzehn-

jährige Suzanne Duprée, eine Spediti-
onsangestellte. Sie wurde vergewaltigt
und umgebracht. In Saint-Jean-sur-
Richelieu gibt es eine Außenstelle der
Royal Canadian Mounted Police, die
den Fall bearbeitet hat. Alle bisher
bekannten Einzelheiten des Falles
erhalten wir per Datentransfer aus
Washington.«

Ich fragte: »Hat Barnes sich geäu-
bert, Sir?

»Was die Herkunft der Waffe be-
trifft?« Ein kaum erkennbares Lächeln
zeigte sich in den Mundwinkeln des
Chefs. »Er sagt, er hätte sie auf der
Straße gekauft.«



»Schwer vorstellbar«, vernahm ich
Phils nachdenkliche Stimme vom Bei-
fahrersitz her. Wie um seine Feststel-
lung für sich selbst zu unterstreichen,
schüttelte er bedächtig den Kopf.
Gleichzeitig ließ er den Blick über
die Umgebung schweifen, die sich
uns durch die Fenster meines roten
Renners in strahlendem Sonnenschein
präsentierte.

Ich lenkte den Jaguar von der er-
höhten Fahrbahn des Van Wyck Ex-
pressway auf die Ausfahrtsrampe zum
Northern Boulevard. Vor uns breiten
sich das Zentrum von Flushing
und die angrenzenden Wohngebiete
nach Norden und Osten hin aus. Das
Viertel im nördlichen Queens bestand
zum überwiegenden Teil aus Ein- und
Zweifamilienhäusern. Nur wenige
Hochhäuser erhoben sich vor den
ähnlich bebauten Nachbarvierteln
Whitestone und Bayside. Ein starkes
Glitzern, das den Horizont im Norden
wie mit einer gleißenden Lichterkette
verzierte, rührte von der weiten Was-
serfläche des Long Island Sound her.

Die Septembersonne besaß eine fast noch sommerliche Kraft.

»Dir fehlt es an Fantasie«, sagte ich herausfordernd ins Blaue hinein und verkriech mir ein Lachen. Mein Freund würde mir schon noch verraten, was es war, das seine Vorstellungskraft sprengte.

Sein Kopf ruckte herum. »Fantasie?« Er furchte die Stirn und sah mich vorwurfsvoll an. »Meinst du, im Sinne von Vorstellungsvermögen?«

»Wenn ich deine Wortfetzen richtig verstanden habe – ja«, antwortete ich. Wir hatten drei Blocks auf dem Northern Boulevard hinter uns gebracht und näherten uns dem Parsons Boulevard. Ein Pfeil auf dem Navi-Bildschirm zeigte an, dass ich an der nächsten Kreuzung rechts abbiegen musste.

»Was ich damit sagen will, ist Folgendes ...« Phil seufzte wie jemand, der sich notgedrungen dazu herabließ, eine Erklärung abzugeben. »Flushing. Sieh es dir an. Ist das die typische Gegend, in der man in dunklen Straßenecken finstere Gestalten anspricht, um eine Waffe zu kaufen?«

»Natürlich nicht«, antwortete ich. »Aber man könnte zum Beispiel in einen anderen Stadtteil fahren. Oder in einen anderen Bundesstaat. Alabama, Georgia, all die feinen Gegenden, wo du nur in einen Laden zu spazieren brauchst, und sie packen dir ein, was dein Herz begehrt – alles vom Revolver bis zum Schnellfeuergewehr.«

Ich stoppte den Jaguar vor einem schlichten zweistöckigen Backsteingebäude, das die Hausnummer 71, das Wappen des NYPD und die Beschriftung *Police Department, City of New York, 107th Precinct* trug. Am Straßenrand diesseits und jenseits der



Fahrbahn verteilt parkten Streifenwagen und neutrale Dienstwagen.

»Mach die Südstaatler nicht schlechter, als sie sind«, kommentierte Phil, während er die flache schwarze Polstertasche mit Notebook und Tablet-PC von der hinteren Sitzbank angelte. »Deine Personalien musst du schon angeben, und Führerschein oder Versicherungskarte musst du auch vorzeigen.«

Wir stiegen aus.

»Alaska geht noch besser«, sagte ich über das Wagendach hinweg. »Du brauchst du nur nachzuweisen, dass du volljährig bist.«

»Aber der Weg ist ziemlich weit.«

»All right«, gab ich zu. »Dann sind unsere dunklen New Yorker Ecken für jemanden wie Barnes wahrscheinlich doch die einfachere Lösung.«

»Ich merke schon«, sagte mein Freund, »du möchtest ihm gern Glauben schenken, bevor wir ihn überhaupt kennengelernt haben.« Er grinste, als wir die drei Stufen zum Eingang des Reviere hinaufstiegen.

Ich grinste zurück.

Unterwegs hatte Mr High die bislang eingegangenen Dateien aus Washington auf den Bordrechner des Jaguar geschickt. Phil hatte alles auf sein Notebook und auf seinen Tablet-PC überspielt.

Wir betraten den Desk Room des Reviere, zeigten dem Sergeant vom Dienst unsere FBI-Ausweise und unterschrieben ein Formular, in das er unsere Namen und den Grund unserer Anwesenheit eingetragen hatte. Wir steckten unsere FBI-Plakette außen an die Brusttaschen unserer Jacketts.

Ein Police Officer führte uns in den hinteren Teil des Gebäudes, wo sich der »Käfig« und die Vernehmungszimmer befanden. Der vergitterte Kasten, in diesem Fall fünf mal vier Yards groß, war von allen Seiten frei zugänglich und stand in der Mitte eines saalähnlichen Raumes. Ein zwei Yards breiter Gang erlaubte es einem, um den Käfig herumzuspazieren und die Insassen zu besichtigen. Raubtiergehege wurde das Gelass deshalb auch genannt, und wenn man die Typen hinter den Gittern betrachtete, konnte man die Bezeichnung durchaus für passend halten.

Flushing konnte nicht nur das biedere Bürgerviertel sein, für das Phil es noch vor einer Minute gehalten hatte. Zumindest musste es auch hier Straßen und Blocks oder zumindest einschlägige Etablissements geben, in denen finsterste Gestalten herumhingen. Ein Dutzend von ihrer Sorte bevölkerte den Käfig, an dessen Seitenwand wir entlanggingen. Ein einziger Festgenommener sah ordentlich aus, trug einen hellgrauen Arbeitsanzug mit großer roter Schrift auf dem Rücken: *Willy's Forwarding - Express Courier*. Die anderen hielten respektvollen Abstand von ihm. Es musste damit zusammenhängen, dass er ein hochgewachsener, breitschultriger Kerl war.

Außerdem war er der Einzige, der uns nicht hasserfüllt anstarrte. Den Kopf in die Hände gestützt, blickte er nach unten, ohne uns zu beachten.

»Das ist Barnes«, erklärte der Officer, der uns hergeführt hatte, halblaut. »Wenn's drauf ankommt, macht der Hackfleisch aus diesen Jammerlappen, und sie wissen es.«

Erst als sein Name aufgerufen wurde, reagierte Barnes; er richtete

sich auf und tappte auf die Gittertür zu. Er kannte die Prozedur bereits, hakte die Hände in Kopfhöhe in die Gitterstreben und ließ sich Handschellen anlegen.

Unser Begleiter überließ uns seinen Kollegen. Insgesamt vier Beamte waren es, die den Arrestraum bewachten. Zwei Mann führten Barnes in ein freies Vernehmungszimmer und dirigierten ihn auf den Stuhl hinter einem breiten Tisch, über den man nicht einfach hinwegspringen konnte. Beide Möbelstücke bestanden aus Stahl, die Beine waren fest im Betonboden verankert. Sobald Barnes saß, befreite einer der Beamten sein linkes Handgelenk von der Stahllacht und klinkte deren nun leere Hälfte in eine fingerdicke Öse aus Edelstahl, die aus der Tischplatte ragte.

Die beiden uniformierten Beamten zogen sich auf unseren Wunsch hin zurück und ließen uns mit dem athletisch gebauten blonden Mann allein. Sechs Stapelstühle standen in der Ecke neben der Tür bereit. Phil legte seine Notebooktasche auf unsere Seite des Tisches, ich brachte zwei Stühle herüber, und wir setzten uns Barnes gegenüber, stellten uns vor.

»Sie haben sich verändert seit damals«, sagte ich. »Drüben im Käfig haben wir Sie gar nicht erkannt.«

Phil zeigte ihm, was ich meinte, indem er sein iPad zu ihm hindrehte. Er hatte Barnes' Militärakte aus den Washington-Dateien aufgerufen, die erste Seite der Akte mit einem acht Jahre alten Passfoto. Sein Gesicht war schmaler, die Haare ultrakurz geschoren, zum Crew Cut, wie er bei der Army üblich war. Heute trug er das blonde Haar in normaler Länge, bis knapp über die Ohren und im Nacken über dem Kragen endend. Das häus-

liche Leben hatte sein Gesicht voller werden lassen. Zum Übergewicht neigte er mit seinen dreiunddreißig Jahren allerdings noch nicht.

»Das Wetter meint es gut mit uns«, entgegnete Barnes im Plauderton. »Da könnte man glatt noch mal mit der Familie nach Coney Island rausfahren und sich an den Strand packen.«

So einer war er also. Auf mein Gesprächsangebot reagierte er mit Spott. Er legte es vermutlich darauf an, unsere unfreundlichere Seite wachzukitzeln.

Phil drehte das iPad zurück und schob es ein Stück zu mir herüber, sodass wir den Bildschirm gemeinsam betrachten konnten.

»Sie sind ein unbeschriebenes Blatt, Barnes«, erklärte ich knapp. »Wenn es nicht Ihre Armeeakte gäbe, hätten wir Sie gar nicht auf dem Schirm. Keine Vorstrafen also, keine geplatzten Schecks, kein Kreditkartenbetrug. Eigentlich könnten Sie der reinste Unschuldengel sein.«

»Und der bin ich auch«, antwortete er und nickte bekräftigend. »Nächsten Sonntag hätte ich das verdammte Schießisen sowieso in der Kirche abgeliefert. Sie kennen das: »Bringen Sie uns Ihre Waffe, wir stellen keine Fragen, und Sie erhalten hundert Dollar obendrauf.« Ich hab's dem Reverend schon angekündigt; den können Sie fragen.«

»Die Hälfte Ihrer Geschichte stimmt«, entgegnete Phil kühl. »Nämlich der Teil mit der Waffenrückkauf-Aktion plus Amnestie. Der Teil mit der Ankündigung ist erfunden. Ihr Reverend ist wahrscheinlich ein freundlicher Mann, der seine Schäfchen bei der Stange halten möchte. Wir brauchen ihn also gar nicht zu fragen; er

wird sowieso alles bestätigen, was er vertreten kann.«

Barnes holte Luft, wollte zweifellos den Kirchenmann in Schutz nehmen.

Bevor er es tun konnte, sagte ich schneidend: »Sie hatten Gelegenheit, einen Anwalt herzubestellen. Warum haben Sie es nicht getan?«

»Weil ich keinen brauche«, knurrte er. »Ich habe das schon zu Protokoll gegeben. Ich weigere mich, einen Anwalt zu nehmen. Weil ... so einen Rechtsverdreher braucht man nur, wenn man was Schlimmes getan hat. Und das habe ich nicht.«

»Aber unsere Kollegen haben Ihnen gesagt, weshalb Sie festgenommen wurden«, erklärte Phil. »Wissen Sie es noch?«

»Klar. Wegen der verdammten Kanone.«

Phil und ich wechselten einen Blick. Entweder tat Barnes nur so, oder er war tatsächlich so einfältig, wie er überkam. Ich beugte mich vor.

»Mit Ihrer Waffe«, sagte ich grob, »wurde ein Mensch ermordet.«

»Kann schon sein«, antwortete Barnes. »In den letzten drei Monaten aber nicht. Da lag sie nämlich bei mir auf dem Schrank. Was davor gewesen ist, weiß ich natürlich nicht.«

»Woher haben Sie die Pistole?«, stieß Phil dazwischen.

»Hab ich doch schon gesagt«, brummte Barnes. »Auf dem schwarzen Markt gekauft. Drüben in der Bronx.«

»Wo genau?«, hakte ich nach.

»Kann ich nicht sagen. Ich kenne mich da nicht aus, bin mit dem Wagen rumgekurvt und hab ein paar Typen angesprochen. Irgendwann bin ich

auf den Richtigen gestoßen, hab ihm fünfhundert Bucks hingeählt, und das Schieß Eisen war meins – inklusive Magazin mit fünfzehn Schuss.«

»Und wofür brauchten Sie es?«, hakte Phil nach.

»Das Schieß Eisen?«

»Davon reden wir.«

»Hab ich das nicht auch schon gesagt?«

»Unseren Kollegen vielleicht«, erwiderte ich. »Aber nicht uns. Also noch mal.«

Barnes sandte einen Blick zum Himmel und leierte ergeben: »Ich brauchte die Pistole zur Selbstverteidigung. Hier in New York wird es immer gefährlicher. Verdammte, ich muss meine Familie beschützen können. Und wenn das nicht anders geht, muss ich eben auch mal gegen ein Gesetz verstoßen. Dass das nicht so eng gesehen wird, sieht man ja an diesen Rückkäufen. Da gibt die Stadt einem noch Geld dazu, also kann es wohl kein so schlimmes Verbrechen sein.«

»Schlechtes Geschäft«, kommentierte Phil. »Hundert Dollar für fünfhundert.«

»Und dass Sie Ihre Familie schützen wollten, können Sie uns nicht erzählen«, setzte ich nach, bevor Barnes auf Phils Bemerkung reagieren konnte. »Mit dem Versteck auf dem Schrank haben Sie sie eher in Gefahr gebracht. Seien Sie froh und dankbar, dass Ihr Sohn und sein Freund nicht auf die Idee gekommen sind herumzuballern.«

»Womöglich noch in der Schule«, sagte Phil.

Barnes senkte den Kopf. »Okay, okay, da hab ich Mist gebaut.« Er blickte auf und sah erst Phil und dann mich an. »Denken Sie bloß nicht, dass

ich Julian den Hintern versohlt hätte. No, Sir, ich hab ihn in den Arm genommen und ihm gesagt, dass es weiß Gott kein Glanzstück war, das er sich da geleistet hat. Julian hat ein starkes Geltungsbedürfnis, hat der Schulpsychologe gesagt, schon vor einem Jahr ungefähr. Ich könnte mir vorstellen, dass er sich mit der Pistole bei Travis wichtig machen wollte.«

»Um einen kleinen Angeber zu erkennen, brauche ich keinen Psychologen«, sagte ich.

Barnes hob die Schultern und ließ sie wieder sinken. »Wahrscheinlich haben Sie recht. Unterm Strich ist das Ganze meine Schuld. Meine Frau hat mir deswegen schon schwere Vorwürfe gemacht. Ich hätte wissen müssen, dass Julian irgendwann mal anfängt rumzustöbern.«

Ich wechselte das Thema ohne Übergang.

»Sie waren Panzerfahrer im zweiten Irak-Krieg«, erklärte ich mit einem Blick auf das iPad. »A-Kompanie, erstes Bataillon, fünfunddreißigstes Panzerregiment.«

»Dienstgrad Sergeant«, nahm Phil meinen Faden auf. »Als Dienstwaffen im Kampfeinsatz hatten Sie sowohl eine Maschinenpistole als auch eine Pistole. Letztere war eine Beretta, genau wie ...«

»Kommen Sie mir bloß nicht damit!«, unterbrach Barnes ihn aufbrausend. »Ich war von Anfang an dabei, bis hin zum Einmarsch in Bagdad. Und ich habe meine Sachen ordnungsgemäß abgegeben, als meine Dienstzeit dann zu Ende war. Vor allem die Waffen, das können Sie nachprüfen.«

Phil und ich sagten ihm nicht, dass das bereits geschehen war. Was den Teil der Geschichte betraf, sagte er die Wahrheit. Und seine Story vom

Waffendeal in einer dunklen Straßenecke der Bronx konnten wir nicht widerlegen, bislang jedenfalls nicht. Der Weg der Army-Beretta, die eine Mordwaffe war, ließ sich von ihrer Herstellung bis zum Zeitpunkt der Aussonderung aus Armeebeständen lückenlos verfolgen. Der Lieutenant, der die Beretta als Dienstwaffe geführt hatte, war Kompaniechef eines Infanteriebataillons gewesen, das mit Barnes' Panzerregiment nie direkt in Berührung gekommen war. Zudem war der Lieutenant erst zu einem Zeitpunkt an die Front im Irak versetzt worden, als Barnes seine Dienstzeit bei der Army längst beendet hatte.

Unsere Kollegen in Washington hatten bei der Military Police nachgefragt. Diebstähle aus Armeebeständen gab es immer wieder, und wenn es sich um ausgemusterte Waffen oder Geräte handelte, schienen die Täter am allerwenigsten Skrupel zu haben. Zumindest bei der Army war die jetzige Tatwaffe nie wieder aufgetaucht. Das hatten die Militärpolizisten untersucht und zweifelsfrei festgestellt.

Vom Tod des Infanterie-Lieutenants bis zu dem Mord in Québec waren eineinhalb Jahre vergangen – genügend Zeit für einen Insider der Armee, um die Beretta oder mehrere Waffen verschwinden zu lassen und auf dem zivilen schwarzen Markt an den Mann zu bringen.

»Sie waren also bei der Army«, wiederholte ich.

»Das hatten wir schon«, konterte Barnes prompt.

Zumindest äußerlich blieb er völlig gelassen. Ob ich ihm mit meiner Bemerkung auf die Nerven ging, vermochte ich nicht zu erkennen. Wie es aussah, ließ er sich nicht aus der Reserve locken.

Phil hieb in dieselbe Kerbe. »Was mein Kollege sagen will, ist: Während Ihrer Dienstzeit müssen Sie auch über die zivilen Waffengesetze informiert worden sein.«

»Klar«, brummte Barnes. »Nicht nur über die Waffengesetze. Auch über alle anderen. Und bei mir hat es was genützt. Andere Ex-Soldiers drehen schon mal durch und laufen Amok. Stimmt's? Ich bin sauber geblieben. Bis auf meine ... hm ... Selbstschutzmaßnahme habe ich nichts ausgefressen. Dafür kriege ich doch bestimmt mildernde Umstände. Außerdem – wenn die Stadt New York nicht in der Lage ist, ihre Einwohner ordentlich zu schützen, muss man doch selber was unternehmen, oder?«

Für eine Grundsatzdiskussion war es nicht der richtige Augenblick. Barnes war nicht gerade der einsichtige Typ.

»Ich denke, Sie haben gut aufgepasst«, sagte ich daher. »Dann müssten Sie doch auch über das Thema Selbstjustiz Bescheid wissen.«

»Klar«, antwortete er wieder. »Die ist bei uns verboten. Was soll das hier werden? Nachhilfeunterricht in Staatsbürgerkunde oder so was? Ich weiß, dass wir in einer Demokratie leben. Das Gewaltmonopol hat der Staat, okay?«

Phil sah mich an. Ich wusste, was er sagen wollte: Mit Vorwürfen kriegten wir Barnes nicht zu fassen. Wie es aussah, kriegten wir ihn überhaupt nicht zu fassen. Es prallte einfach alles an ihm ab. Deshalb entschloss ich mich für einen erneuten abrupten Themenwechsel.

»Waren Sie jemals in Kanada? Genauer gesagt, in Québec?«

»No, Sir«, antwortete er, als hätte er es mit einem Vorgesetzten bei der Army zu tun. Der Blick, den er auf mich richtete, war ausdruckslos.

»Suzanne Duprée«, sagte ich knapp, aus dem Blauen heraus.

Barnes runzelte die Stirn, als ich nicht weitersprach. »Was ist? Sprechen wir jetzt Französisch?«

»Nein«, antwortete ich rau. »Das ist ein Name. Sagt er Ihnen etwas?«

»Susan ... wie?«

»Suzanne«, wiederholte ich in betont französischer Aussprache. »Suzanne Duprée.«

»Ja, richtig. Klingt richtig gut. Aber ...«, er schüttelte den Kopf, »leider kenne ich keine kleinen Französinen.«

»Suzanne Duprée war eine Kanadierin aus der Provinz Québec«, stellte ich richtig.

»Aha. Da sprechen sie Französisch, soweit ich weiß.«

Ich ging nicht darauf ein. »Sie wurde ermordet«, sagte ich nur.

Barnes' Gesicht war eine Betonfassade.

»Das tut mir leid.« Mit tiefem Ernst sprach er weiter: »Und weshalb erzählen Sie mir von diesem Mord?«

»Können Sie sich das nicht denken?«

»Nein, tut mir leid.«

Wenn Barnes geglaubt hatte, wir würden jetzt auf die Beretta zu sprechen kommen, hatte er sich getäuscht. Und eine direkte Anschuldigung erhoben wir erst recht nicht, nichts in der Art von: »Suzanne Duprée wurde mit Ihrer Beretta erschossen, Barnes. Also machen Sie es sich selbst und uns leichter und geben Sie zu, dass Sie der

wirkliche Mörder sind, dass ein Unschuldiger für Sie im Gefängnis sitzt.«

Wir ließen ihn im Ungewissen. Aber auch das beeindruckte ihn nicht. Phil übernahm und setzte ihm einen neuen Schuss vor den Bug.

»Sie waren Trucker«, sagte er. »Auch im Überlandverkehr.«

»Stimmt.« Unser Gegenüber nickte. »Aber heute fahre ich nur noch Kurzstrecken, überwiegend im Kurierdienst.«

»Warum?«

»Warum!«, wiederholte Barnes, zum ersten Mal mit hörbarem Ärger. »Fragen Sie mal einen Langstrecken-Trucker, was ihn am meisten belastet!« Die Handschelle klickte an der Edelstahlöse, als er aufgebracht die Hände hochwerfen wollte. Es gelang ihm nur mit der Linken. Er ließ sie zurück auf den Tisch fallen, dass es klatschte. Vorwurfsvoll, als wären wir schuld an seiner Lage, sprach er weiter. »Tagelang, manchmal wochenlang von seiner Familie getrennt zu sein. Das ist es. Aber ich ...« Er atmete schnaufend durch. »Ich bin jetzt wenigstens jeden Abend zu Hause. Und trotzdem laufen einem noch Sachen aus dem Ruder. Das sehen Sie ja an dem Ding, das Julian sich geleistet hat.«

Ich verständigte mich mit Phil durch einen Blick.

Wir gaben auf.

Darren Barnes ließ keinen an sich heran. Nicht mal einem Anwalt wollte er vertrauen. Weshalb, in aller Welt, hatten wir uns dann eingebildet, ein offenes Wort mit ihm wechseln zu können? Wir wussten dank der Daten aus Washington inzwischen, dass der Verurteilte und die übrigen Beschuldigten im Mordprozess Duprée aus dem Trucker-Milieu kamen. Wenn

Barnes dies ebenfalls wusste, so hatte er es sich mit keiner Miene anmerken lassen.

Wir stiegen in den Jaguar.

»Hier kommen wir nicht weiter«, sagte ich.

»Was macht dich so sicher?«

Ich sah meinen Partner an und erwiderte: »Der Mann lügt, Phil.«

⊙

»Kommen Sie, drehen Sie eine Runde mit mir!« Chief Superintendent Laurent Chevalier zeigte hinter sich. »Sie können mir helfen, Gentlemen. Ich muss dieses Vehikel ausprobieren und beurteilen.« Er tippte auf einen Fragebogen, den er an das winzige Armaturenbrett geklemmt hatte.

Er war über unseren Besuch informiert worden. Sowohl Assistant Director Homer als auch Mr High hatten bereits mit Chief Chevalier telefoniert. Generell erlaubte ein Abkommen zwischen den Vereinigten Staaten und Kanada den Austausch von Ermittlungsbeamten ohne große Formalitäten.

Es war ein bullig aussehendes kleines Fahrzeug, in das wir stiegen. Ein Microvan mit Elektroantrieb. Die Rundumsicht war hervorragend.

Wir befanden uns seit zwei Stunden auf kanadischem Boden. Ein Airbus der Air Canada hatte uns vom LaGuardia Airport, New York, nach Trudeau International Airport, Montréal, gebracht. Von dort bis nach Saint-Jean-sur-Richelieu hatten wir nur eine halbe Stunde gebraucht. Unser Leihwagen, ein schwarzer Dodge Charger, parkte jetzt neben einem Streifenwagen der Royal Canadian Mounted Police am Rand eines stillgelegten Flugfelds der kanadischen

Luftwaffe, des Canadian Forces Air Command, nur ein paar Schritte von Chief Chevaliers Testwagen entfernt.

»Einstieg mühelos«, sagte ich, nachdem Phil und ich die beiden hinteren Sitzplätze eingenommen hatten. Wir schlossen die Schiebetüren.

»Bestätigt«, entgegnete der Chief. Er zog ein Diktiergerät hervor und sprach eine entsprechende Bemerkung auf Französisch hinein. Während er sich uns zuwandte, steckte er das nur handygroße Gerät zurück in die Brusttasche seines Jacketts und lächelte. »Es dauert nicht lange, Gentlemen, dann habe ich Zeit für Sie. Der Stadtrat berät heute Abend um acht darüber, ob dieses Auto für die Verkehrspolizei angeschafft werden soll. Die Politiker haben eine Menge Leute um Stellungnahme gebeten, so auch mich. Weil die Berichte noch ausgewertet werden müssen, muss ich meinen Fragebogen in spätestens einer Stunde fertig haben.«

»Danke, dass wir mitfahren dürfen«, sagte Phil.

»Ist mir ein Vergnügen«, erwiderte Chevalier und betätigte ein paar Knöpfe.

Der Kleinst-Van gab keinen Laut von sich, ruckte nicht einmal. Es war ein französisches Fabrikat namens Heuliez Mia. Sanft und erstaunlich kraftvoll setzte er sich in Bewegung. Erst bei 20 Meilen pro Stunde begann ein leises Schnurren. Chevalier lenkte den Kleinen vom Vorplatz auf eine gut in Schuss gehaltene Betonpiste und beschleunigte weiter. Das Schnurren wurde kaum lauter, lediglich ein feines Singen der Reifen gesellte sich dazu.

Mit 30 Stundenmeilen kurvte der

Chief über frühere Start- und Landebahnen und Taxiways und sprach kurze Bemerkungen in sein Diktiergerät. Laurent Chevalier trug Zivil, einen hellgrauen Anzug. Er war 41 Jahre alt, schlank und dunkelhaarig, mit einem gepflegten, fast nur angedeuteten Vollbart. Während des Fluges hatten wir uns seine Website auf der Homepage der Gendarmerie Royale du Canada, wie die Mountys auf Französisch hießen, angesehen.

Chief Chevalier war Leiter des Bezirksbüros der Royal Canadian Mounted Police in Saint-Jean-sur-Richelieu. In dieser Funktion hatte er die Ermittlungen im Mordfall Suzanne Duprée geleitet. Der Mord war vor zwei Jahren verübt worden, und schon drei Monate später hatte das zuständige Gericht den Täter zu lebenslänglicher Haft verurteilt. Dass jetzt überraschend die Tatwaffe gefunden worden war, hatten die Medien noch nicht verbreitet. Lediglich die Sensationsstory über Julian Barnes und seinen Waffen-Deal war überall bekannt geworden.

»Die Geschichte hat auch hier in den Zeitungen gestanden«, sagte Chevalier, während er den Geradeauslauf des Mia auf einer endlos langen Start- und Landebahn testete. »Im Fernsehen wurde natürlich auch darüber berichtet.« Er lachte. »Achtjähriger nimmt scharfe Pistole mit in die Schule, und niemand hindert ihn daran! Dass er die Waffe dann auch noch an seinen Freund verkauft hat, war ja die Krönung des Ganzen. Zu dem Zeitpunkt konnten wir uns nur über die Sache amüsieren; wir hatten ja noch keine Ahnung, was diese Pistole für uns hier in Saint-Jean bedeutet.«

»Und was bedeutet sie?«, entgegnete ich. »Abgesehen davon, dass es

sich um die Tatwaffe im Fall Duprée handelt.«

»Neue Ermittlungen, vielleicht ein neues Verfahren.« Der Chief hob die Schultern und verringerte das Tempo. Er zog das Elektroauto in eine beeindruckend enge Kurve und fuhr in die Richtung zurück, aus der wir gekommen waren. »Am Ende ...«, fügte er nachdenklich hinzu, »entweder das Eingeständnis eines Justizirrtums oder die Bestätigung eines rechtmäßigen Urteils.«

»Was vermuten Sie?«, fragte Phil.

»Die Bestätigung«, antwortete Chevalier. »Der Mörder Suzanne Duprées sitzt hinter Gittern, und meine Männer und ich haben dafür gesorgt. Wir sind überzeugt, alles richtig gemacht zu haben.«

»Wir haben nicht vor, Ihre Arbeit in Frage zu stellen«, erklärte ich. »Unser Job ist es, herauszufinden, wie die Tatwaffe von hier nach New York gelangte. Wenn Barnes senior die Wahrheit sagt und er sie wirklich in der Bronx auf der Straße gekauft hat, dann muss der Mörder sie irgendwie dorthingebracht haben.«

»Yankton?« Chevalier schüttelte den Kopf und winkte ab. »Ziemlich ausgeschlossen. Sie werden ihn erleben und mir zustimmen. Er dürfte kaum in der Lage gewesen sein, so etwas zu organisieren. Sie kennen bislang wohl nur seinen Namen, aus den Akten. Ich halte ihn für den typischen Befehlscmpfänger. US-Bürger übrigens, wie die anderen Beteiligten auch.« Er lächelte. »Das ist nur eine Feststellung, keine Wertung.«

»Akzeptiert!«, rief Phil, und wir lachten. Der Chief vergewisserte sich durch einen Blick in den Innenspiegel, dass wir ihm seine Anspielung nicht krumm nahmen. Kanadier und US-

Amerikaner hegten bisweilen gewisse Vorurteile gegeneinander; das ließ sich nicht leugnen. Bei uns in den Staaten erzählte man sich Witze über Kanadier, und umgekehrt war es sicherlich das Gleiche.

Wir hatten bislang lediglich eine Kurzfassung der Gerichtsakten aus Saint-Jean-sur-Richelieu erhalten. William Yankton, so der volle Name des Verurteilten, war als schuldig eingestuft worden. Dieser Hinweis ließ vermuten, dass die Verteidigung womöglich versucht hatte, auf verminderte Zurechnungsfähigkeit ihres Mandanten zu plädieren. Seine Unschuldsbehauptung hatten offenbar nicht einmal die Verteidiger ernst genommen.

Wir erreichten den Vorplatz, von dem wir losgefahren waren. Chief Chevalier brachte das Elektromobil zum Stehen und drehte sich zu uns um. »Ich schlage vor, wir setzen unser Gespräch in meinem Büro fort. Sie müssen unbedingt unser Dienstgebäude sehen. Es ist ein kleines Schmuckstück.«

Ein Constable übernahm den Mia, während Chevalier in den Streifenwagen stieg. Phil und ich schwangen uns in den Leihwagen, der gewissermaßen ein kleiner Verwandter meines Jaguar war.

⊙

Ich folgte dem weiß-blau-roten Streifenwagen. Phil nutzte die Fahrzeit, um ein paar Adressen aus seinem iPad in das Bord-Navi zu übertragen, für alle Fälle – das Dienstgebäude der RCMP, unser Hotel, das Gefängnis, das Gericht sowie eine Speditionsfirma, die in der Akte Duprée eine Rolle spielte.

Was das örtliche Office der Mountys



betraf, hatte der Chief nicht übertrieben. Das Gebäude stand in einem Industriegebiet und hob sich von der eher tristen Umgebung allein durch seinen leuchtend weißen Anstrich ab. Das Gesamtbild wurde bestimmt von einem futuristischen Eingangsbereich, der wie ein aufgeschnittenes Sechseck aus dem sonst kastenförmigen eingeschossigen Bau herausragte.

Unten im Deskroom stellte uns Laurent Chevalier den diensthabenden Beamten vor und führte uns anschließend in sein Büro im ersten Stock. Das Design der Möbel war schlicht und zeitgemäß, wurde von Mahagoni und Edelstahl geprägt. Neben dem großen Schreibtisch des Chiefs gab es statt der vielfach üblichen Polstersitzgruppe für Besucher einen Konferenztisch für bis zu acht Personen. Phil benutzte ihn, um seine Rechner auszubreiten. Chief Chevalier setzte sich uns gegenüber. Seine Sekretärin, eine brünette Mittvierzigerin in elegantem dunkelrotem Kostüm, brachte Kaffee und dazu ein Tablett mit Sandwiches.

Wir folgten der einladenden Handbewegung des Chiefs und bedienten uns. Er übergab uns eine CD, die er für uns hatte vorbereiten lassen. Die Scheibe enthielt sämtliche Polizei- und Gerichtsakten, die in Zusammenhang mit dem Fall Duprée angelegt worden waren. Ein Inhaltsverzeichnis war ebenfalls darauf. Im Gegenzug hatte Chevalier von Mr High bereits eine aktuelle Ergänzung der FBI-Dateien erhalten, darunter auch unser Bericht über das Gespräch mit Darren Barnes. Der Chief erklärte uns, dass er die komplette Datensammlung auch

an die örtliche Anklagebehörde und das zuständige Gericht weitergeleitet hatte.

»Damit hätten wir uns gegenseitig auf den aktuellen Stand der Dinge gebracht«, sagte er. »Das FBI ist übrigens bereit, uns die Waffe im Falle eines Wiederaufnahmeverfahrens zur Verfügung zu stellen. Sicherlich würde das Gericht dann hier noch eine eigene Überprüfung durchführen lassen.«

Ich nickte. Neben mir war Phil damit beschäftigt, den Inhalt der CD auf die Festplatte seines Notebooks zu übertragen. Ich trank einen Schluck Kaffee, setzte die Tasse ab und sah den Chief an.

»Haben Sie eine Erinnerung an den Namen Barnes?«, fragte ich.

»Sie meinen, in Zusammenhang mit dem Fall Duprée?«, entgegnete Chevalier und schüttelte zugleich den Kopf. »Ein Mann namens Barnes war weder unter den Verdächtigen noch unter den Angeklagten. Ob er unter den überprüften Personen war, kann ich nicht sagen. Aber das müssten Sie mit der Suchwortfunktion finden.« Er deutete auf Phils Notebook.

»Läuft schon«, sagte mein Freund. Gleich darauf las er das Ergebnis vom Schirm ab: »Suchwort Barnes nicht gefunden.«

Chief Chevalier schmunzelte. »Nun, dann ist mein Gedächtnis also noch zu gebrauchen.« Er wurde ernst. »Suzanne Duprée wurde vor zwei Jahren ermordet. Wissen Sie, wo Barnes sich zu dem Zeitpunkt aufgehalten hat?«

Ich nickte. »Zumindest wissen wir, dass er damals schon Kurierfahrer bei *Willy's Forwarding* in Flushing war. Was ihn aber nicht unbedingt daran gehindert haben muss, einen Kurztrip nach Québec zu unternehmen.«

»Sein Sohn ist acht Jahre alt«, er-

widerte Chevalier. »Hat er noch mehr Kinder?«

»Nein.«

»Trotzdem war er als Familienvater bestimmt auch vor zwei Jahren schon ganz schön gefordert. So ein Sechsjähriger kann einen auf Trab halten. Ich spreche aus Erfahrung.« Sichtlich stolz begründete er seine Feststellung: »Zwei Söhne und eine Tochter. Ich kann Ihnen sagen!« Schmunzelnd griff er nach einem Sandwich. »Inzwischen sind sie schon aus dem Gröbsten heraus. Aber zur Ruhe kommt man nie. Das hat euer Mister Barnes in Flushing ja gerade spürbar erfahren.«

Er fragte nicht nach unserer privaten Situation, und wir brauchten auch keine Erklärung abzugeben. Irgendwie sah man Phil und mir wahrscheinlich an, dass wir bei dem Thema nicht mitreden konnten.

»Um noch mal auf den Familienvater zu kommen«, sagte Phil. »Was für Typen waren es, die Suzanne Duprée vergewaltigt haben?«

»Sie meinen ...«, Chevalier unterbrach seinen Gedankengang. »Ich schlage vor, Sie nennen mich Laurent, okay?«

»Einverstanden«, antworteten Phil und ich wie aus einem Mund und nannten ihm unsere Vornamen.

Laurent nahm seinen Faden wieder auf: »Zurück zu Ihrer Frage, Phil. Sie meinen, ob Barnes, der Vater eines damals sechsjährigen Jungen, überhaupt etwas mit einer Horde von Vergewaltigern gemeinsam gehabt haben könnte?«

»Vielleicht gibt es zu dem Punkt etwas, das nicht in den Akten steht«, erwiderte mein Freund und nickte.

»Ich habe diese Burschen festgenommen und vor Gericht gebracht«, erklärte Laurent. »Ich habe sie oft

genug verhört. Rein gefühlsmäßig würde ich sagen, dass Barnes überhaupt nicht zu ihnen gepasst hätte – obwohl ich *ihn* natürlich nicht kenne. Aber diese Kerle waren alles andere als biedere Bürger. Trucker waren sie, okay, und alle Irak-Veteranen aus der US Infantry. Aber jeder von ihnen war nach der aktiven Dienstzeit irgendwie aus dem Tritt gekommen. Drogendelikte, Gewalttaten, entsprechende Vorstrafen. Der Job als Trucker war wohl eine Art Zuflucht für die Jungs. Da haben sie sich allerdings gesucht und gefunden – bei den Transitfrachten im kanadisch-amerikanischen Grenzverkehr.«

Phil und ich horchten auf.

»Schmuggel?«, tippte ich.

Laurent nickte. »Das Ermittlungsverfahren läuft noch, es wurde von dem Vergewaltigungsprozess abgetrennt. Insgesamt waren es fünf Beteiligte.«

»Nicht vier?«, warf Phil ein.

»Vier Angeklagte«, stellte Laurent richtig. »Der fünfte Vergewaltiger und mutmaßliche Rädelführer hat nach der Tat Selbstmord begangen. Wir vermuten, dass alle fünf einer Schmugglerbande angehörten, die allerdings in der Versenkung verschwunden ist.«

»Seit wann?«, fragte ich.

»Seit wir die Vergewaltiger geschnappt haben. Das heißt aber nicht, dass der Schmuggel dadurch nachgelassen hätte. Unsere Kollegen von der Grenzkontrolle und auch wir tun unser Bestes, aber ...« Er hob die Schultern und die Arme und ließ die Hände auf die Tischplatte fallen. »Ich nehme an, Sie kennen unser besonderes Problem. Einfach zu viel unübersichtliches und daher unkontrollierbares Gelände. Wir haben Kameras und Luftüber-

wachung, neuerdings sogar durch Hubschrauberdrohnen. Aber die alten Hasen unter den Schmugglern wissen, wie sie selbst das umgehen.«

Phil und nickten. Wir kannten das Thema in der Tat, denn es wurde auf FBI-Tagungen regelmäßig erörtert. Aus den Vereinigten Staaten wurden vor allem Drogen, Zigaretten und Waffen nach Kanada geschmuggelt. Umgekehrt gelangten auch Drogen aus Kanada als Schmuggelware in die USA. Überdies gab es zwischen den beiden nordamerikanischen Staaten einen regen heimlichen Grenzverkehr von illegalen Einwanderern – in beiden Richtungen. Verglichen mit dem Problem an der Grenze zwischen Mexiko und den USA waren die Ausmaße des Menschenschmuggels an der kanadisch-amerikanischen Grenze jedoch gering.

»Die Vergewaltiger ...«, sagte ich gedehnt, »benutzten vermutlich ihre Trucks, um Schmuggelgut über die Grenze zu bringen. Also größere Mengen in speziell angefertigten Containern, Kisten oder anderen Behältern.«

»Das ist richtig«, bestätigte Laurent.

»Drogen, Zigaretten oder Waffen?«

»Wahrscheinlich all das und noch mehr. Wie gesagt, wir konnten es ihnen bis zu dem Zeitpunkt, als wir sie wegen der Vergewaltigung und des Mordes festgenommen haben, noch nicht nachweisen. Aber wir arbeiten daran, sie auch deswegen dranzukriegen. Für all diese Burschen gilt: Ihre Methoden werden immer raffinierter. Wir haben hier vor kurzem einen Möbelschmuggler gefasst. Der Mann hatte seinen Firmensitz in Saint-Jean

angemeldet und transportierte am laufenden Band gebrauchte Möbel über die Grenze, Richtung New York. Die Ladungen waren als Umzugsgut deklariert, die Ladepapiere raffiniert gefälscht. Dank Hinweisen aus der Szene konnten wir den Mann überführen. Er hatte zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Die Möbel waren hier in der Provinz Québec bei Einbrüchen gestohlen worden und gingen für gutes Geld an einen Second-Hand-Möbelhändler in New York. Außerdem nutzte der Schmuggler die Zeit zwischen Einbruch und Abtransport, um in die Möbel Geheimfächer einzubauen, die mit Marihuana aus British Columbia vollgestopft wurden. Bis wir die entscheidenden Hinweise verwenden konnten, hatte der Mann schon vier Möbeltransporte mit insgesamt fast einer Tonne Marihuana über die Grenze geschafft. Der fünfte Transport war dann sein letzter.«

Die Grenze zwischen Kanada und den USA konnte beim besten Willen nicht hundertprozentig überwacht werden. Und wie das Beispiel der Möbeltrucks zeigte, waren selbst die Kontrolleure an den offiziellen Grenzübergängen nicht in der Lage, mit den immer ausgefeilteren Tricks der Schmuggler mitzuhalten.

»Die Barnes-Waffe«, meldete sich Phil zu Wort, »könnte also per Truckladung aus den Vereinigten Staaten nach Kanada geschmuggelt worden sein, nachdem sie zuvor mit anderen Waffen aus Beständen der US Army gestohlen und verschachert wurde.«

»So wird es wohl abgelaufen sein«, erwiderte Laurent und seufzte. »Aber leider nützt uns die Tatwaffe hier in Saint-Jean überhaupt nichts. Es wäre ja auch zu schön gewesen, wenn zwei Jahre nach dem Mord und wer weiß

wie vielen Besitzerwechseln noch die Fingerabdrücke des Mörders darauf erkennbar wären.«

»Vielleicht erzählt er uns etwas über die Mordwaffe«, sagte ich. »Oder seine Komplizen von damals.«

»Täterwissen?«, entgegnete der Chief zweifelnd. »Sie meinen so etwas wie eine Kerbe am oberen Rahmen, die jeder sehen konnte? Steht davon etwas im Bericht der Erkennungsdienstler?«

»Nein«, antwortete ich. »Aber in Gesprächen ergeben sich oftmals Dinge, die man nicht vorhersehen kann. Das muss ich Ihnen ja nicht erzählen, Laurent.«

Er lächelte. »Natürlich nicht. Allerdings sind Yanktons drei Komplizen von damals längst wieder auf freiem Fuß. Obwohl sie an der Vergewaltigung beteiligt waren, sind sie ja mit milden Strafen davongekommen – nicht zuletzt, weil sie gegen Yankton ausgesagt haben.«

Und der Anklage und dem Gericht im Handumdrehen den überführten Täter geliefert haben, dachte ich. Laut sagte ich: »Das hört sich an, als hätten sie ihn ans Messer geliefert.«

»So war es auch. Diese Kerle haben alles gestanden und sich dadurch vor Gericht in ein besseres Licht gerückt – natürlich zu Lasten William Yanktons. Mehr will ich dazu im Moment nicht sagen. Am besten reden Sie mit ihm und machen sich Ihr eigenes Bild, vor allem auch wegen der Pistole. Ich lasse Ihnen Namen und Adressen ausdrucken – von allen damaligen Beteiligten, einschließlich unseres wichtigsten V-Manns. Das Gericht hat den Mord an Suzanne Duprée als Eifersuchtstat eingestuft und zu den Akten gelegt. Ich bin gespannt, ob Sie diese Ansicht teilen werden.«

»Sie tun es also nicht?«, fragte Phil.

»Ja und nein.« Laurent schob die Unterarme auf den Tisch und beugte sich vor. »Was ich jetzt sage, ist eine Mischung aus Ermittlungsergebnissen und persönlicher Meinung. Suzanne Duprée war eine temperamentvolle Schönheit, lebenslustig und ... hm ... sehr kontaktfreudig. Sie war gerade volljährig und kostete ihre Wirkung auf Männer in vollen Zügen aus. Sie arbeitete als Angestellte im Büro der Spedition *Bonaventure*. Dort, dem Firmengrundstück gegenüber, gibt es das Schnellrestaurant *Chez Victor*, Pausen- und Feierabend-Treffpunkt für Trucker.«

»Und Angestellte der Firma *Bonaventure*.«

Der Chief lächelte. »Wie gesagt, machen Sie sich Ihr eigenes Bild. Ich möchte Sie nicht beeinflussen. Ich bin sicher, Sie werden die Dinge objektiv beurteilen und nicht durch die Brille eines Einheimischen sehen.«

Laurent rief seine Sekretärin an und bat sie, die Namen und Adressen auszudrucken, die er uns versprochen hatte. Als Phil und ich aufstanden und dem Chief ins Vorzimmer folgten, klingelte mein Handy. Ich meldete mich. Mr High war dran.

»Darren Barnes wurde soeben freigelassen«, sagte er. »Er wird sich lediglich wegen unerlaubten Waffenbesitzes verantworten müssen. Flucht- oder Verdunkelungsgefahr besteht nach Ansicht des Federal Attorney nicht. Er hat Rücksprache mit seinen Kollegen von der Anklagebehörde in Saint-Jean-sur-Richelieu gehalten, und auch sie sehen keine nachweisbare Verbindung zwischen Barnes und dem Täterkreis des Mordfalls Suzanne Duprée.«

⊙

»Wir müssen jetzt aufpassen, dass uns keiner sieht«, sagte Julian Barnes. Mit gewichtiger Miene hob er den Kopf, schob das Kinn vor und blickte in die Runde wie ein Erwachsener, der alles unter Kontrolle hatte.

»Warum?«, fragte Travis Gilmore.

Die beiden Jungen standen am Rand einer alten Betonpiste, aus deren Rissen Unkraut wuchs. Unmittelbar vor ihnen begann der Sumpf, stehendes Wasser mit viel Pflanzenwuchs und trügerischem Untergrund.

Julian antwortete nicht sofort, tat, als müsse er auf Wichtigeres achten. Er kniff die Augen zusammen und spähte über die Sumpffläche, die vor ihnen lag. Travis und er waren nicht zum ersten Mal hier. Sie kannten alle Löcher im Zaun, und sie kannten den ganzen stillgelegten Flushing Airport wie ihre Westentasche, es war so etwas wie ihr persönlicher Abenteuerspielplatz. Sie wussten, wo man durch flaches Wasser waten konnte und wo man aufpassen musste, nicht in tiefe Löcher abzurutschen, in denen Seeungeheuer hausten, die einen verschlangen. Travis glaubte solche Schauermärchen, weil er auch an seine Fantasy-Comics glaubte.

Julian dagegen interessierte sich nur für die Fahrzeug- und Flugzeugwracks in dem halb verfallenen Hangar, der etwa dreihundert Yards von ihnen entfernt aus einem Schilfgürtel ragte. Darin befand sich natürlich nur längst verrosteter Schrott, den niemand mehr abtransportierte. Aber es gab immer noch eine Menge zu entdecken, und man konnte in so ein Rost-Cockpit klettern und sich vorstellen, Pilot zu sein. Julian nahm

Travis eigentlich nur deshalb mit, weil ihm in der Sumpflandschaft allein doch unheimlich gewesen wäre. Aber das würde er dem Trottel natürlich niemals auf die Nase binden. Außerdem war dies der perfekte Tag, sich mal wieder ein bisschen umzusehen. Die Sonne schien, nur wenige Wolken standen am Himmel, und zu Hause hatten sie sich nach dem Aufruhr gestern wieder beruhigt.

Dafür hatte vor allem dieser Reporter mit der dicken Brieftasche gesorgt. Fünftausend Dollar bar auf die Hand, an Mom und Dad natürlich, dafür, dass er, Julian, nur diesem einen Zeitungsschreiber, keinem anderen, haarklein erzählte, wie er die Pistole gefunden und in die Schule mitgeschleppt hatte. Exklusiv, das Wort musste er sich merken. Exklusivrechte. Wenn man was Tolles anstellte und es hinterher nur einem einzigen Reporter erzählte, gab es einen Haufen Cash dafür. Gut zu wissen, so was.

»Warum darf uns keiner sehen?«, brachte sich Travis in Erinnerung.

»Weil wir jetzt berühmt sind«, bequeme sich Julian zu antworten. »Vor allem ich natürlich.«

»Ja, und? Was macht das schon?« Sein übergewichtiger Freund sah ihn stirnrunzelnd von der Seite an.

»O Mann!« Julian stöhnte genervt und klatschte sich mit der flachen Hand an die Stirn. »Bis vorgestern konnten wir einfach abhauen, wenn uns hier einer gesehen hat. Dass es verboten ist, hier rumzulaufen, weißt du ja wohl.«

»Klar«, murmelte Travis beleidigt. »Ich bin doch nicht blöd.«

»Na also. Wenn mich jetzt ein Park Ranger sieht, weiß er sofort, wer ich bin. Weil ich berühmt bin. Dann braucht er mich gar nicht zu verfol-

gen, weil er sofort rauskriegt, wo ich wohne. Kapiert?«

Travis tippte sich an die Stirn. »Wenn *du* berühmt bist, bin ich auch berühmt. Mein Bild war auch in der Zeitung und im Fernsehen.«

»Als Trottelbild.« Julian stieß einen abfälligen Laut aus. »Du bist mit der Kanone ja nicht mal an deiner Mutter vorbeigekommen. Die hat dich sofort erwischt. Aber ich ...«, er klopfte sich mit der flachen Hand an die Brust, »habe die ganze Schule ausgetrickst. Denen hab ich vielleicht einen Schreck eingejagt, Mann. Den Lehrern und vor allem Cop Kenny. Jetzt können sie nicht mehr rumtönen, »unsere Schule ist sicher« und so. Sagt mein Dad, und er hat recht.«

»Der ist doch bestimmt sauer auf dich.«

»Klar«, gab Julian großzügig zu. »Und ganz schön zusammengefaltet hat er mich. Aber als er nach Hause kam, als sie ihn freigelassen haben, da hat er mir auch auf die Schulter geklopft.«

»Wofür denn das?«, prustete Travis. »Du spinnst doch!«

Julian schüttelte den Kopf und stöhnte: »Du hast aber auch gar keine Ahnung. Ich hab's dir gerade erklärt. Mein Dad ist stolz auf mich, weil ich allen gezeigt habe, dass jeder eine Waffe in die Schule schleppen kann, wenn er will.« Er runzelte die Stirn. »Hm, nicht jeder. Du natürlich nicht.« Von dem Reporter und den fünftausend Dollar sagte er nichts; seine Eltern hatten ihn zum Schweigen verdonnert.

»Klar kann ich ...«, setzte Travis an.

»Halt die Klappe!«, unterbrach ihn Julian, packte seinen Unterarm und senkte die Stimme zum Flüstern. »Hörst du das?«

»Was?« Travis machte große Augen und blickte suchend umher.

Julian legte den Zeigefinger auf die Lippen und sagte nichts mehr. Travis schwieg nun ebenfalls, und einen Moment später hörte auch er, was sein Freund meinte.

Ein Summen.

Wie von einem Insektenschwarm, so schien es. Doch dafür war es zu gleichmäßig. Nach ein paar Sekunden war ein leises Rauschen zu hören, das das Summen begleitete.

»Ein Boot mit Elektromotor!«, flüsterte Julian. »Wie diese neuen Autos. Alles Elektro. Mein Dad sagt immer, das kann doch nichts werden.«

Bevor Travis etwas erwidern konnte, tauchte das Boot plötzlich hinter dem Schilfgürtel auf und glitt geradewegs auf die Jungen zu. Zwei Männer saßen in dem dunkelgrünen Boot, das wie ein flach im Wasser liegender Kasten aussah, ohne Verzierungen und ohne Schnörkel, nur mit einem Elektro-Außenborder, der gleichzeitig als Ruderpinne diente. Vorn am Bug prangte statt eines Namens eine Kombination aus gelben Buchstaben und Zahlen.

Beide Männer trugen Uniformblousons in hellerem Grün, verziert mit den ebenfalls gelben Ärmelabzeichen der National Park Administration. Der Mann auf der hinteren Ducht bediente den Außenborder, der andere saß weiter vorn, zum Bug hin, und hielt ein Gewehr neben sich, senkrecht auf den Kolben gestellt.

»Park Ranger!«, zischte Julian, ohne den Kopf zu wenden. »Du sagst kein Wort, verstanden! Die tun uns nichts. Die suchen nur Junkies, die hier im Gebüsch rumhängen und sich ihr Crack reinziehen.«

Dass er seinen Freund immer noch

am Arm hielt, merkte Julian erst, als Travis sich losriss. Ohne ein Wort rannte der rundliche Junge davon. Julian fuhr herum, wollte ihn rufen, doch er ließ es. Travis floh, als säße ihm der Teufel im Nacken. Im nächsten Moment verschwand er auch schon in dem Gebüsch auf der anderen Seite der Betonpiste. Dort war es nicht weit bis zum nächsten Loch im Zaun, und dann konnte man gemütlich in den angrenzenden Straßen verschwinden.

Julian war mulmig zumute. Was sollte er tun? Auch abhauen? Dann würde Travis später über ihn lachen. Also bleiben. Aber das konnte auch Ärger geben, vor allem wenn Mom und Dad davon erfuhren. Und das passierte natürlich dann, wenn die Park Ranger ihn mitnahmen. In so einem Fall wurden immer die Eltern angerufen, damit sie ihre Kids abholten. Klar, es wusste jeder, dass es verboten war, den alten Airport zu betreten. Aber niemand hielt sich daran. Das wusste auch jeder. Und was sollte denn schon passieren? Die Seeungeheuer gab es ja nicht wirklich.

Das Boot glitt über den Uferschlamm bis nahe an die Betonfläche heran. Der Mann im Heck kippte den Außenborder hoch, sodass die Schraube über der Wasseroberfläche schwebte. Der vordere Mann war riesengroß und blond. Das sah Julian jetzt, als er sich aufrichtete und ausstieg. Das Boot schwankte nicht einmal, so fest lag es auf.

Der Riesen-Ranger trug Gummistiefel, die bis hinauf über die Knie reichten. Das Gewehr hatte er im Boot zurückgelassen. Wenn die Uniformjacke hochrutschte, konnte man sehen,

dass er auch noch ein Pistolenholster am Gürtel trug. Julian runzelte die Stirn. Bisher hatte er immer gedacht, die Parkwächter wären unbewaffnet. Aber das hatte sich wohl geändert. Außerdem war Flushing Airport ja auch kein richtiger Park, sondern eine Art Naturschutzgebiet, das von selbst entstanden war, nachdem sie den Flugplatz geschlossen hatten. Das hatte Dad ihm erklärt. Vielleicht brauchten die Ranger ja auch gerade deshalb Waffen, weil sich hier immer mehr ältere Jugendliche herumtrieben, die alle möglichen verbotenen Sachen machten.

»Na, Kleiner?«, sagte der Riese freundlich. »Dein Kumpel hat mehr Angst als du, was?«

»Ich habe keine Angst«, antwortete Julian. Hochmütig reckte er das Kinn vor. »Ich bin Julian Barnes.«

»Oh!«, rief der Ranger und drehte sich zu seinem Kollegen um. »Hast du das gehört, Fred? Dies hier ist Julian Barnes. Müssten wir den kennen?«

Fred lachte. »Keine Ahnung. Haben wir da eine Bildungslücke?«

»Julian ...«, sagte der blonde Riese gedehnt, als müsste er sich den Namen auf der Zunge zergehen lassen. Er wandte sich wieder dem Jungen zu. »Willst du uns sagen, dass du was Besonderes bist? Und dass du eine Aufenthaltsgenehmigung für Flushing Airport hast?«

»Klar. Ich bin Julian Barnes. Mich kennt jeder. Ich bin berühmt. Lesen Sie keine Zeitung? Haben Sie keinen Fernsehapparat?«

»Ah, so ist das! Du bist ein kleiner Fernsehstar! Wer hätte das gedacht!« Der Ranger wollte sich ausschütten vor Lachen, und sein Kollege stimmte mit ein.

Julian wurde rot vor Scham und

vor Wut, weil diese Männer ihn nicht ernst nahmen. Er senkte den Blick und presste die Lippen zusammen. Auf einmal sah er etwas, das ihm bislang noch nicht aufgefallen war.

Jeans!

Dieser Mann, der vor ihm stand, trug Jeans zu seiner Uniformjacke. O Mann, das konnte ja nur bedeuten, dass es gar keine richtige Uniform war! Und der andere, im Boot, war auch kein richtiger Ranger, weil er auch Jeans anhatte.

»Sie lügen!«, schrie Julian den Riesen an. »Sie tun bloß so, als ob Sie mich nicht kennen! Und Ranger sind Sie auch nicht! Sie sind ...« Statt weiterzuschreien, wirbelte er herum und rannte los.

Er kam nur zwei Schritte weit.

Dann ging es rasend schnell. Der Riese war plötzlich hinter ihm. Als Julian das merkte, war es schon zu spät. Eine mächtige Pranke packte ihn an der Schulter, stoppte ihn. Julian wollte erneut schreien, um Hilfe diesmal. Vielleicht gab es irgendwo im Gebüsch einen Junkie, der noch bei Verstand war. Doch er kriegte nicht mal ansatzweise einen Laut heraus, denn die zweite Pranke stopfte ihm etwas in den Mund – einen Lappen, ein Knäuel, Stoff jedenfalls. Das Atmen durch die Nase fiel ihm schwer. Panik befiel ihn wie ein Tonnengewicht; trotzdem versuchte er, wieder loszurennen.

Der Beton unter seinen Füßen war plötzlich weg. Julian begriff nicht sofort, warum er ins Leere trat. Wie wild strampelte er mit beiden Beinen, aber da war nur Luft, die er quirlte. Erst jetzt begriff er, dass die zweite Pranke des Riesen unter seinem Allerwertesten lag. Der Mistkerl hatte ihn hochgehoben wie ein Wickelkind. Julian

versuchte, mit den Armen um sich zu schlagen, doch sein Bezwinger lachte nur und drückte ihn so fest an sich, dass Julian kaum noch Luft bekam.

Bevor er sich versah, war er bereits im Boot, und während der eine Kerl ihn festhielt, fesselte der andere seine Hand- und Fußgelenke. Sie legten ihn auf den Boden des Bootes und warfen eine Persenning über ihn. Julian bewegte sich nicht mehr; er hatte gemerkt, dass er nicht genug Luft kriegte, und wenn er sich anstrengte, wurde die Luft erst recht knapp.

○

Sie fuhren auf offenes Wasser hinaus; das, immerhin, kriegte er mit. Irgendwo, in der Flushing Bay wahrscheinlich, wickelten sie ihn in die Persenning und brachten ihn an Bord eines größeren Bootes. Fast schon ein richtiges Schiff war es; das stellte er fest, als sie ihn in einer Kajüte auswickelten und ihm die Fesseln und den Knebel abnahmen. Sie setzten ihn auf eine gepolsterte Bank, an einen fest verankerten Tisch. Die Kajüte war gewaltig groß, die Einrichtung Luxus pur. Durch das Fenster sah man endloses Wasser in allen Himmelsrichtungen. Das Elektroboot hatten sie an Bord gehievt. Platt wie eine Flunder lag es auf dem Achterdeck.

Außerdem sah Julian, dass er es jetzt mit drei Kerlen zu tun hatte. Der dritte Mann war noch draußen; er baute den Elektroaußenborder ab und verstaute ihn in dem flachen Boot. Anschließend deckte er es mit einer größeren Persenning ab, die er sorgfältig festzurte. Die beiden Männer vom Flushing Airport hatten ihre Uniformjacken ausgezogen und ordentlich an Garderobenhaken gehängt. Das Gewehr lehnte in der Ecke neben der

Tür. Draußen hatte der dritte Mann seine Arbeit beendet. Er machte sich auf den Weg nach vorn, ging jedoch am Eingang der Kajüte vorbei. Seine Schritte waren zu hören, wie er sich nach oben begab, in den Ruderstand vermutlich.

Der Riese hatte sich Julian gegenübergesetzt. Er schob seine muskulösen Unterarme auf den Tisch. Die Ärmel des graugrünen Uniformhemds hatte er hochgekrepelt. Nach einem Moment winkelte er die Arme an, faltete die Hände und stützte das Kinn darauf. Sinnierend, mit einem Grinsen in den Mundwinkeln, betrachtete er sein Gegenüber. Sein Gefährte ging nach nebenan in die Pantry und klapperte mit Flaschen und Gläsern.

»Soso ...«, brummte der Riese. »Du bist also der berühmte Julian Barnes. Wir hätten eher gedacht, du bist der ganz normale kleine Hosenscheißer Julian Barnes. Genau so einer wie dein Kumpel Travis Gilmore. Ich wette, der hat längst die Hosen voll.«

»Sie kennen mich also doch«, sagte Julian trotzig. »Ich hab's ja gewusst.«

Fred, der zweite Mann, war schlank und dunkelhaarig. Er brachte eine Flasche Coke und drei Gläser und stellte alles auf den Tisch.

»Schenk ein«, befahl der Riese. Während Fred seine Anweisung befolgte und sich neben ihn setzte, sprach er weiter. »Wir werden jetzt eine Weile miteinander auskommen müssen, Kleiner. Dass du berühmt bist, nützt dir gar nichts. Du wirst trotzdem schön brav sein und alles tun, was wir sagen. Verstanden?«

Der dritte Mann hatte den Ruderstand erreicht. Seine Schritte waren

nicht mehr zu hören. Dafür ertönte ein tiefes Brummen aus dem Bauch des Kajütboots. Die Maschine war angesprungen. Fred schob Julian eines der gefüllten Gläser zu.

»Jetzt stechen wir in See«, sagte er aufgekrazt.

Julian beachtete ihn nicht. Er nahm das Glas, trank es halb leer und knallte es auf den Tisch. Verächtlich sah er den Riesen an.

»Wenn Sie denken, Sie kriegen Geld von meinem Dad«, sagte er altklug, »dann irren Sie sich. Er ist nämlich kein Millionär.«

Der Riese schmunzelte. »Wir brauchen kein Geld, Kleiner.«

»Weshalb entführen Sie mich dann?«

»Weil wir deinen Alten unter Kontrolle halten müssen.«

»Wieso denn das?«

»Weil er ein krummer Hund ist.«



Cowansville lag 25 Meilen östlich von Saint-Jean-sur-Richelieu. Die freundliche Frauenstimme unseres Leihwagen-Navis sprach englisch mit kanadischem Akzent. Sie lotste uns zielgenau durch die 12.000-Einwohner-Stadt.

Wir hatten den neuen Tag mit einem ausgiebigen Frühstück begonnen. Unsere Unterkunft, das *Motel Belle Rivière*, lag direkt am Richelieu River. Um kurz nach acht Uhr waren wir dort losgefahren, rechtzeitig für unseren Termin um neun.

»Biegen Sie jetzt rechts ab«, wies die Navi-Lady mich an und fügte leidenschaftslos hinzu: »Sie haben Ihr Ziel erreicht.«

An der Einmündung stand ein Wegweiser mit der zweisprachigen Aufschrift *Pénitencier Fédéral de*

Cowansville - Federal Penitentiary Cowansville. Der Besucherparkplatz begann hundert Yards weiter und erstreckte sich quer vor einem dreigeschossigen Klotz aus hellbraunem Backstein, dem Verwaltungsgebäude des Gefängnisses. Die eigentlichen Zellentrakte befanden sich dahinter und waren von der Straße aus nicht zu sehen.

Chief Chevalier hatte uns angemeldet, deshalb waren die Formalitäten schnell erledigt. Unsere Dienstwaffen, die wir dank Ausnahmegenehmigung mit ins Land gebracht hatten, gaben wir vor der Sicherheitsschleuse ab. Kanadische Gefängnisse waren keinen Deut harmloser als US-amerikanische. Deshalb waren die Vorschriften hier genauso rigoros wie bei uns. Die einsitzenden Schwerverbrecher sollten gar nicht erst auf die Idee kommen, einem Ermittlungsbeamten beim Verhör die Waffe klauen zu können. Immerhin wurde uns aber ein Besucherraum ohne Trennwand zugewiesen. Und wir hatten den Raum mit William Yankton für uns allein, statt die Stimmen zwanzig anderer im Hintergrund mithören zu müssen.

Seine Stahlfesseln klirrten, als er von zwei Uniformierten hereingeführt wurde. Sie setzten ihn auf den fest verankerten Stuhl uns gegenüber und ketteten ihn an den Tisch. Die Aufseher blieben in dem kahlen Zimmer, nahmen Aufstellung in den Winkeln beiderseits der Tür. Es gab ein Wandtelefon, und zusätzlich waren sie per Funk mit ihren Kollegen verbunden.

Yankton sah zwar nicht so aus, als ob er uns gefährlich werden konnte, aber wir wussten auch, dass der äußere Eindruck täuschen konnte. Er war ein kleiner Mann, drahtig und fast dünn in seiner orangefarbenen Gefan-

genenkluft. Sein dunkles Haar hatte er glatt zurückgekämmt, es lag wie eine Lackschicht auf dem ovalen Kopf. Durch die spitze Nase und die eng zusammenliegenden dunkelbraunen Augen hatte er etwas Mausgesichtiges. Weniger wohlwollende Zeitgenossen mochten ihm das Aussehen einer Ratte bescheinigen. Doch es lag sicherlich auch an der Tristesse der Umgebung, dass das Unvorteilhafte eines Menschen hier besonders deutlich wurde.

Wir nannten unsere Namen und erklärten ihm, weshalb wir ihn besuchten. Ich übernahm die Gesprächsführung, während Phil sein Notebook aufklappte, um Notizen zu machen. Er zeigte unserem Gegenüber das Smartphone, das er einschaltete, um unser Gespräch aufzuzeichnen. Yankton bekundete sein Einverständnis durch ein Nicken.

»Die Tatwaffe ist also in New York aufgetaucht«, sagte er mit einer hohen, schnarrenden Stimme. »Und meine Fingerabdrücke sind nicht drauf, stimmt's?«

»Nach zwei Jahren bedeutet das nichts«, erwiderte ich.

»Warum nicht?« Er zog die Brauen zusammen, und seine Mäsaugen standen noch enger beieinander.

»Vor allem deshalb, weil der Besitzer die Waffe gereinigt und geölt hat, wie er es vom Militär gewohnt war. Haben Sie in der Zeitung davon gelesen?«

»Ich hab's im Fernsehen gesehen. Die Geschichte über diesen kleinen Knirps mit der großen Pistoie. Julian Barnes, richtig?«

»Stimmt«, bestätigte ich. »Barnes. Sagt Ihnen der Name etwas? Darren Barnes?«

»Der Vater?« Yankton rieb sich das

Kinn, und seine Ketten klirrten. »Der war auch im Fernsehen.«

»Kennen Sie ihn?«

»Barnes? Nie gesehen, nie von ihm gehört.« Yankton schüttelte den Kopf und presste die Lippen zusammen. »Das müssen Sie sich mal reinziehen, Gentlemen: Der Kerl hat eine Kanone, die ich nie in der Hand hatte, mit der aber Suzanne Duprée, die kleine Schlampe, erschossen wurde.«

Phil hob den Kopf. »Man redet nicht schlecht über Tote«, sagte er scharf. »Ein bisschen Respekt, Mister Yankton. Das Recht auf Menschenwürde gilt für alle. Klar?«

Yankton zog den Kopf zwischen die Schultern, machte ein beeindrucktes Gesicht und sah mich an. »Was haben Sie denn da für einen mitgebracht? Einen Oberlehrer? Ich kann doch meine Meinung sagen, oder? Das ist doch auch so ein Recht, oder nicht?«

Ich legte Phil die Hand auf den Unterarm, denn ich sah, dass er sich aufregte. Mit Recht natürlich. Aber es hatte keinen Sinn, mit einem Mann wie Yankton zu diskutieren. Laurent Chevalier hatte uns vorgewarnt. Wir hatten die Akten gelesen. Möglich, dass Yankton den Mord tatsächlich nicht begangen hatte. Aber so oder so war er an einem Gewaltverbrechen beteiligt gewesen. Er hatte immerhin gestanden, Suzanne Duprée vergewaltigt zu haben, gemeinsam mit seinen Kumpanen. Dass die inzwischen wieder auf freiem Fuß waren, stand auf einem anderen Blatt. Bei uns in den Staaten liefen überführte Mörder frei herum, die zwanzig oder mehr Menschen umgebracht hatten. Aber weil sie den Boss ihrer Mafiafamilie

oder ihres Drogensyndikats verraten hatten, hatten sie sich der Strafverfolgung entzogen.

Ich brauchte nichts zu sagen. Phil wusste, was ich meinte, und er ließ sich besänftigen. Er atmete tief durch und beschränkte sich darauf, Yankton mit einem eisenharten Blick zu zwingen, den Kopf zu senken.

»Kommen wir auf Ihre damaligen Mitangeklagten«, sagte ich.

»Schweinehunde«, knurrte er, hob den Kopf und sah mich an. »Drecksäcke, Verräterpack. Wenn ich die jemals in die Finger kriege ...« Er riss sich zusammen, als ihm bewusst wurde, wie wir ihn ansahen. »Okay, okay, okay. Ich weiß, dass man das Gesetz nicht selbst in die Hand nehmen darf. Aber ich komme hier sowieso nicht wieder raus. Die Geschworenen sind bestochen worden, die Staatsanwälte, die Richter ...« Er atmete schwer und murmelte: »Die brauchten doch nur einen Sündenbock. Was ist das für ein Gesetz, das ich nicht in die Hand nehmen darf? Aber diese großen Tiere nehmen es in die Hand ..., und sie machen damit, was sie wollen. Sehen Sie mich an!« Er schlug sich mit der Hand auf die Brust, dass die Ketten rasselten. »Ich bin das beste Beispiel dafür. Bloß weil ich es nicht mal bis zur High School gebracht hab und weil es bei mir nur für die Army und für den Trucker-Job gereicht hat, denken die, ich bin total beschuert, und mit mir kann man's ja machen. Das, Mister Oberlehrer ...«, er sah Phil trotzig an, »das wär's dann, was ich zum Thema Menschenwürde zu sagen hätte.«

Mein Partner nickte. »Zur Kenntnis genommen und anerkannt. Aber trotzdem geht es einfach nicht, jemanden zu beleidigen, der sich nicht mehr verteidigen kann, weil er nicht mehr lebt.

Wenn wir uns darauf einigen können, begraben wir das Kriegsbeil.«

Yankton schnaufte und nickte. »All right, sorry. Soll nicht wieder vorkommen.«

Phil lächelte besänftigt.

»Ihre Mitangeklagten«, nahm ich den Faden wieder auf. »Abgesehen von ihrer Freiheit, welche Vorteile haben sie außerdem davon, dass sie gegen Sie ausgesagt haben?«

»Gegen mich ausgesagt?«, wiederholte Yankton zornig. »Das klingt ja, als ob die Bastarde was Tolles gemacht hätten. Dabei war alles, was sie erzählt haben, gelogen. So was nannte sich dann früher mal Freunde! Als es drauf ankam, haben sie mir die ganze Schuld in die Schuhe geschoben. Als ob ich mit dem Girl allein gewesen wäre, da unten am Fluss, in dieser verdammten Lagerhalle! Und dann erzählen sie auch noch, ich hätte eine Kanone gehabt.«

»Die Sie nach dem Mord in den Fluss geworfen haben sollen.«

»Blödsinn! Ich hatte gar keine Waffe. Wie soll ich dann eine in den verdammten Fluss schmeißen? Und außerdem – wenn ich's wirklich getan hätte, woher hat sie dann dieser Barnes gekriegt? Wieso haben die Polizeitaucher hier nichts gefunden, mit ihren Metalldetektiven? Kann mir das mal einer sagen?«

Er meinte Metalldetektoren, Metallsuchgeräte. Phil und ich wechselten einen unauffälligen Blick und verzichteten darauf, ihn zu verbessern.

»Sie sagten ...«, setzte ich an.

»Stimmt das überhaupt?«, fiel er mir ins Wort. »Ich meine diese Pistole – wie kann man wissen, dass Suzanne damit erschossen wurde?«

Phil und ich erklärten es ihm in

Stichworten. Ob er es verstand, konnten wir nicht überprüfen; er gab sich jedenfalls damit zufrieden.

»Sie sagten«, begann ich noch einmal, »Sie hätten es gar nicht richtig mitgekriegt in dem Durcheinander. Plötzlich hätte es geknallt, und Suzanne Duprée lag tot vor Ihnen.«

»Stimmt auch. Genau so war es. Echtes Chaos, und ich war sowieso ziemlich high, schon vorher. Alles so, wie ich es bei der Polizei und vor Gericht gesagt habe. Aber das glaubt mir ja bis heute keiner, weil meine sauberen Verräterfreunde mich reingerissen haben.«

○

Phil las vom Bildschirm seines Notebooks ab: »Owen Kaminski, sechsundzwanzig Jahre alt, Trucker aus Hoboken, New Jersey. Fred Iverson, achtundzwanzig Jahre alt, Trucker aus Yonkers, New York. Und Rafe Ulster, dreißig, Trucker, aus Providence, Rhode Island. Sie stammen aus Syracuse, New York, Mister Yankton, und Sie waren selbstständiger Trucker wie die anderen auch.«

Er nickte. »Ein verdammt harter Job. Aber bei der Army hatten wir es noch härter. Wir waren nämlich auch alle im Irak. Eigentlich haben wir zusammengehalten. Aber wir waren ja auch Konkurrenten, wenn es darum ging, Anschlussfrachten an Land zu ziehen. Auf die Agenturen konnte man sich auch nicht immer verlassen.«

»Da waren Nebenaufträge durchaus willkommen«, sagte ich. »Stimmt's?«

Wieder klirrten die Ketten, diesmal, weil Yankton abwinkte. »Kommen Sie mir nicht mit Schmutz. Da hab ich eine weiße Weste.«

»Und die anderen?«

Er grinste und lehnte sich zurück. »Glauben Sie, ich bin so ein Schwein wie die? Was habe ich davon, wenn ich sie jetzt verpfeife? Erstens glaubt mir sowieso keiner, weil jeder denken würde, ich will mich bloß rächen. Und außerdem komme ich deswegen sowieso nicht eher raus.«

»Die Mordwaffe stammt von der Army«, wechselte Phil das Thema. »Ausgemustert, vorübergehend verschwunden – und dann bei Darren Barnes in New York wieder auftaucht.«

»In Queens, New York City, richtig?«

»Ja. Können Sie sich das erklären?«

»Fragen Sie mal Fred Iverson, der wohnt am dichtesten dran an eurer Superstadt. Die meiste Zeit ist er zwar nicht zu Hause. Aber es kann ja sein, dass er das Schießseisen mitgenommen hat. Vielleicht kennt er diesen Barnes, und er hat es ihm verkauft. Das könnte man jetzt ja mal rausfinden.«

»Deshalb sind wir hier, Mister Yankton.«

Er grinste wieder. »Dann sind wir ja Freunde. Sagen Sie Bill zu mir, okay? Könnte sein, dass ich mich dann besser fühle.«

»All right, Bill«, entgegnete ich. »Vor Gericht haben Sie und Ihre damaligen Kollegen zumindest in einem Punkt übereinstimmend ausgesagt. Sie waren sich einig, dass Suzanne Duprée eine ... sagen wir ... ziemlich lockere Lebensweise hatte. Und dass es eigentlich gar keine Vergewaltigung war, sondern dass sie es selbst wollte.«

Er nickte bedächtig. »Klar, so war es. Aber das will ja keiner hören.

Über Tote sagt man nichts Schlechtes, habe ich gerade gelernt. Aber ich denke mal, Suzanne fand es toll, sämtlichen Kerlen den Kopf zu verdrehen. Es hat ihr wohl irgendwie einen Kick gegeben, wenn sie merkte, wie die Typen auf sie abfuhr. Und außerdem ... ja, ich denke, so war es; Außerdem hat jeder gedacht, sie wäre nur auf ihn scharf. Weiß der Geier, wie sie das hingekriegt hat. Aber sie hat es hingekriegt, das kann ich euch sagen.« Er schnaufte wie nach einer schweren Anstrengung. »Aber was rede ich! Steht doch sowieso alles in den Akten. Das ist nicht verboten, wie es aussieht. *Schreiben* kann man über Tote anscheinend so viel Schlechtes, wie man will.« Er grinste Phil herausfordernd an.

Mein Freund hielt sich zurück und ging nicht darauf ein. In der Tat konnten wir die Einzelheiten aus den Gerichtsprotokollen. Laurent Chevalier hatte es uns bereits erzählt, und in den Protokollen stand es noch deutlicher.

Suzanne Duprée hatte offenbar Gefallen an der rauen Männerwelt der Trucker gefunden. Deshalb hatte sie in den Mittagspausen und oft auch nach Feierabend das *Chez Victor* aufgesucht, das zugleich auch das Stammlokal der Trucker war, die Aufträge für die Speditionsfirma *Bonaventure* ausführten. Einen Grund zum Feiern gab es immer, und so waren Suzanne und die Trucker eines Abends in der Lagerhalle auf dem Speditionsgrundstück gelandet, nachdem die Bar des Schnellrestaurants geschlossen hatte.

Genügend Alkoholvorräte hatten sie mitgenommen, und so sollte das Gelage in der Halle fortgesetzt werden – Suzanne mittendrin. Angestellte des *Chez Victor* hatten bestätigt, dass es sich bis zu diesem Zeitpunkt so ab-

gespielt hatte. Auch sei es immer so gewesen, dass die hübsche junge Frau es genossen hatte, von den Kerlen umschwärmt zu werden. Sie hatte einmal einer Freundin anvertraut, welchen prickelnden Reiz es auf sie ausgeübt hatte, harte Männer um den Finger zu wickeln, diese großen und starken Burschen nach ihrer Pfeife tanzen zu lassen, wie es ihr gefiel.

Die Freundin hatte eingewandt, dass sie sich wie eine Hure aufführte. Doch Suzanne hatte die Bemerkung mit einer Handbewegung vom Tisch gefegt und gesagt: »Ich nehme kein Geld, also bin ich keine Hure. Außerdem habe ich einen festen Freund.«

»Peter Shehan«, nannte ich einen weiteren Namen aus den Akten.

Yankton stieß ein bitteres Lachen aus.

»Peter! Mann, da sagen Sie was. Er könnte der wirkliche Mörder gewesen sein. Ihn hat die scharfe Kleine zum Hampelmann gemacht, und zwar total, nach allen Regeln der Kunst. Der arme Junge hat es gar nicht richtig mitgekriegt, so verknallt war er in sie.«

»Er war ihr fester Freund«, sagte Phil.

»Fester Freund!« Yankton lachte, dass die Ketten klirrten. »Das hat er sich eingeredet, weil sie ihm dauernd ins Ohr geflüstert hat, wie sehr sie ihn liebt und dass er der einzige Mann auf der Welt für sie ist.« Er unterbrach sich und sah Phil an. »Wenn ich zu viel Schlechtes über Suzanne rede, müssen Sie mich stoppen, G-man. Aber wenn es um Peter Shehan geht, lässt sich das nicht vermeiden.«

Phil nickte. »Ist schon in Ordnung. Machen Sie weiter, Bill. Zum Protokoll: Shehan hat bei der Vergewaltigung mitgemacht, obwohl Suzanne

Duprée seine feste Freundin war. Wie passt das zusammen?»

»Hundertprozentig passt das zusammen.« Yankton setzte eine überlegene Miene auf. »An dem Abend waren wir alle ziemlich voll. Das mal vorweg. Und dass Suzanne dauernd mit anderen Kerlen flirtete, war für Peter normal, daran hatte er sich gewöhnt. Sie hatte ihm wahrscheinlich gesagt, dass sie das brauchte und dass es nichts bedeutete. Aber er hatte an dem Tag rausgekriegt, dass sie was mit einem anderen hatte. Was Richtiges. Da hat er sich mit ihr gestritten, und dann haben sie sich so halb wieder vertragen. Im *Chez Victor* hat er sich zusammen mit uns volllaufen lassen ... und sich noch ein bisschen Crack dazu reingezogen. Yeah, das war die richtige Mischung, denke ich. Einen Tag später, als Suzanne tot war und er nüchtern wurde, hat er sich eine Kugel in den Kopf gejagt.«

»Peter Shehan war für Suzanne also nicht die große Liebe«, folgerte ich.

Yankton zuckte mit den Schultern. »Weiß man, was in den Köpfen vor sich geht? Die meisten haben damals gedacht, dass sie hinter Peters Geld her war. Der Junge war ein Arbeiter, wissen Sie. Der hatte schon drei Trucks laufen, und alle bezahlt, als unsereiner gerade mal einen hatte – und den auch noch abstottern musste. Bestimmt hat Peter auch darauf spekuliert, dass Suzanne gut zu ihm passt. Ich meine, auch beruflich. Sie war Speditiionsangestellte und hätte gut in sein eigenes Truck-Business gepasst. Mit ihr als Sekretärin oder Geschäftsführerin oder so hätte er verdammt gute Karten gehabt.« Yankton zwinkerte uns zu. »Einer Ehefrau braucht man doch kein Gehalt zu zahlen, oder?«

»Das ist Ansichtssache«, antwortete ich. »Aber Sie meinen, dass Peter Shehan der geschäftstüchtige Typ war, der sich seine Frau danach aussucht, ob sie zu seinem Job passt?«

»Genau.« Yankton nickte bekräftigend. »Das hat jeder gedacht, glaube ich. Deshalb wunderte es auch keinen, dass Suzanne sich dann anderweitig umgesehen hat.«

»Ernsthaft, zusätzlich zu ihren flüchtigen Männerbekanntschaften?«

»So wird's wohl gewesen sein. Ich meine, sie hat nicht mit Peter Schluss gemacht. Ob sie ihm was vorgemacht hat, kann ich nicht sagen, so oft waren wir ja auch nicht hier. Vielleicht wollte sie sich beide warmhalten. Wie auch immer, wir haben sie dann und wann mal mit Michael gesehen, und ... na ja, die beiden haben versucht, es geheimzuhalten, bloß, Turteltauben sind Turteltauben, da kann man nichts machen. Wenn *wir* das also schon mitgekriegt haben, hat Peter es natürlich erst recht spitzgekriegt. Das war in etwa die Lage an dem Abend, als wir alle so total abgefüllt waren, dass wir über Suzanne hergefallen sind. Alle!«

»Auch Peter?«

»Auch Peter. Kann sogar sein, dass er die Sache angezettelt hat. Sozusagen zur Strafe dafür, dass sie fremdging. Vielleicht hat Suzanne es aber auch selbst gewollt, oder ...«

»Herausgefordert?«

»Ja, so könnte man es nennen, wie sie getanzt hat und um die Jungs rumgeschnurrt – wie eine läufige Hündin.« Er warf Phil einen vorsichtigen Blick zu und fuhr dann fort, als von meinem Partner keine Ermahnung kam. »Auf

Direkt aus New York! Das Magazin im Roman!

JERRY COTTON

Redaktionsanschrift: Bastei Verlag, J. Cotton aktuell,
Schanzenstraße 6 - 20
51063 Köln

aktuell



ZUSAMMENARBEIT wird in New York groß geschrieben – so auch beim New York Police Department (NYPD) und dem FBI Field Office der Acht-Millionen-Stadt. Unser Bild zeigt Bürgermeister Michael Bloomberg (Mitte) mit der Leiterin des FBI Field Office New York, Assistant Director in Charge Janice K. Fedarcyk und Police Commissioner Raymond F. Kelly.

US Marshals im Feuer- gefecht mit Mörderbande

Kugeln flogen jetzt in einer sonst ruhigen Wohnstraße in Queens, als sich dort eine Mörderbande verschanzt hatte. Schwer bewaffnete US-Marshals, die den drei gesuchten Killern auf der Spur waren, stürmten das Gebäude und nahmen die Männer nach kurzem Schusswechsel fest. Die wegen Mordes und Überfalls auf ein Postamt Gesuchten erlitten nur leichte Verletzungen.

Bolt-Billig-Busse blockieren Blickfeld

»BoltBus« – Blitzbus – heißt eine Tochterfirma der beiden großen amerikanischen Überland-Busunternehmen Greyhound und Peter Pan. Für die Bolt-Billig-Busse gilt ein ähnliches Konzept wie bei Billigfluglinien. Tickets mit Sitzplatzreservierung gibt es schon ab einem Dollar. Geschäftsleute in Manhattan beschwerten sich jetzt über die Bolt-Busse, weil diese das Blickfeld vor ihren Läden blockierten. Das Busunternehmen gab deshalb seine insgesamt vier Haltestellen an Bürgersteigen in Manhattan Midtown auf und lässt seine Fahrgäste ab sofort im Port Authority Bus Terminal Eighth Avenue zusteigen.

»Car Cloning«: Gestohlene Autos mit »Originalbrief«

»Car Cloning« heißt das aktuelle Schlagwort für Autodiebe. Mit einer Sondereinheit macht ihnen das FBI das Leben schwer. »Car Cloning« fußt auf der Tatsache, dass die US-Bundesstaaten unterschiedliche Zulassungsstellen haben. So lassen sich Kfz-Briefe und Fahrzeugnummern gleich aussehender Autos fälschen.



ÜBER ZWANZIG Bundesstaaten einschließlich New York erstreckt sich die Arbeit der FBI-Sondereinheit für »Car Cloning« und Autodiebstahl. Unser Bild zeigt sichergestellte »Klone«.

Das Neueste über Jerry Cotton im Internet unter: www.bastei.de



LÄNDLICH ist die Gegend im nordöstlichsten Zipfel der Stadt New York, und aus dem üppigen Grün ragen drei Hochhäuser (unser Bild), die längst ein Wahrzeichen der Gegend geworden sind: Die Wohnanlage »North Shore Towers and Country Club« im Stadtviertel Floral Park bietet den Eigentümern der insgesamt mehr als 1800 Apartments alle nur erdenklichen Annehmlichkeiten und zugleich die Nähe zur Natur mit den landschaftlichen Schönheiten Long Islands und der Atlantikküste. Floral Park gehört zum Bezirk Queens und reicht über die New Yorker Stadtgrenze bis ins benachbarte Nassau County. Zu den »Towers« gehören Einkaufspassagen mit zahlreichen Läden, ein Hallenbad, ein Freibad, ein Fitnesszentrum, ein Kino mit 500 Plätzen, fünf Tennisplätze mit Flutlichtanlagen, ein 18-Loch-Golfplatz und zwei Restaurants. Die bevorzugten Wohnungen in den oberen Stockwerken der Hochhäuser kosten zwischen 500 000 und 800 000 Dollar und bieten einen Ausblick auf das ländliche Queens und die weltberühmte Skyline von Manhattan.

Cops bitten um Durchsuchung – nun schon in sieben Sprachen

Umstrittenes Formular soll richterlichen Beschluss ersetzen

Eine Durchsuchung funktioniert auch ohne richterlichen Beschluss und Durchsuchungsbefehl – dann nämlich, wenn die Betroffenen einverstanden sind und dies den Cops schriftlich geben. Zu diesem Zweck benutzen die Beamten des New York Police Department (NYPD) seit drei Jahren ein Formular in englischer und spanischer Sprache, genannt »Einwilligung zur Untersuchung«. Jetzt wurde das Formular auf sieben Sprachen erweitert, nämlich um Kreolisch, Russisch, Chinesisch, Koreanisch und Italienisch. Allerdings ist das Dokument als Ersatz für den Durchsuchungsbefehl umstritten. Bürgerrechtler bemängeln, dass Cops die Unterschrift von Verdächtigen oftmals erzwingen.

E-Mail-Kontakt unter: jerry.cotton@bastei.de

jeden Fall ging es hoch her an dem Abend. Und wie gesagt: Ich könnte schwören, dass Peter Shehan es war, der sie in dem Durcheinander erschossen hat. Dann hat er sich umgebracht, und jemand hat die Tatwaffe verschwinden lassen. Vielleicht der, der ihn gefunden hat. Ich kann mich nicht erinnern, dass das jemals überprüft wurde.«

»Doch, wurde es«, meldete sich Phil zu Wort. Nachdem er ein paar Textblöcke über den Bildschirm gerollt hatte, las er vor: »Peter Shehan wurde erschossen im Büro seiner kleinen Truck-Firma gefunden. Den polizeilichen Ermittlungen zufolge war es zweifelsfrei Selbstmord. Erschossen hat sich Peter Shehan auch mit einer Armeewaffe, einem Erbstück von seinem Vater allerdings, einer Colt Government, Kaliber fünfundvierzig.«

»Ja, richtig«, sagte Bill Yankton. »Ich erinnere mich jetzt. Das wurde vor Gericht erwähnt. Aber das muss ja nichts heißen. Vielleicht hat er vorher das andere Schießisen benutzt, das jetzt in New York aufgetaucht ist. Könnte ja sein, dass er es einem anderen Trucker mitgegeben hat, und der hat es dann in New York schwarz verkauft. Könnte doch sein, oder?«

Phil und ich nickten.

»Es ist eine Möglichkeit«, sagte ich. »Wenn es so war, werden wir es herausfinden.«

»Hat es zwischen Peter Shehan und Michael O'Driscoll vorher noch Streit gegeben?«, fragte Phil.

»Wie ... vorher?« Yankton kniff die Augenbrauen zusammen.

»Vor Shehans Selbstmord.«

Unser Gegenüber schüttelte den Kopf. »Nein, die haben sich beide verkrochen. Peter wurde erst wieder gesehen, als er schon tot war. Und

Michael wollte einfach weg von allem, wollte wahrscheinlich Abstand gewinnen. Er war ja früher schon im Irak dabei, deshalb hat die Army ihn gleich genommen, als er sich für noch einen Einsatz gemeldet hat – diesmal in Afghanistan. Da ist er dann gefallen. So ein verdammter Scharfschütze soll ihn erwischt haben.«

Mein Handy klingelte. Ich stand auf, meldete mich und gab Phil ein Zeichen, damit er wusste, dass es Mr High war, der anrief. Einer der Aufseher öffnete mir die Tür und schloss sie wieder, als ich draußen auf dem Korridor war.

»Sir?«, sagte ich.

»Julian Barnes wurde entführt«, erklärte der Chef.

Mir verschlug es im ersten Moment die Sprache.

»Wann?«, fragte ich dann.

»Gestern schon. Allerdings ist es offiziell gar keine Entführung. Die Eltern haben das Verschwinden ihres Sohnes nicht gemeldet, und es haben sich auch keine Kidnapper mit ihren Forderungen gemeldet. Dass Julian Barnes verschwunden ist, haben heute Vormittag überhaupt erst die Lehrer in seiner Schule festgestellt. Gemeldet hat sich dann bei uns der Sicherheitsbeamte der Schule, ein Police Officer namens Sean O'Kennagh. Er hatte sich Julians Freund Travis Gilmore vorgeknöpft und ihn zum Reden gebracht. Daher kennen wir zumindest den Teil des Geschehens, den Travis noch mitbekommen hat.« Mr High schilderte in knappen Sätzen, was sich auf dem stillgelegten Flushing Airport abgespielt hatte.

»Es ist eine Entführung«, sagte ich überzeugt. »Es werden auch Forderungen kommen, aber davon erfahren

wir garantiert nichts. Jedenfalls nicht von Darren Barnes.«

»Was schlagen Sie vor, Jerry?«

Ich berichtete kurz über unser Gespräch mit William Yankton und fuhr fort: »Ich halte es für das Beste, wenn Phil und ich hier in Kanada weitermachen, Sir.«

»Das denke ich auch«, antwortete der Chef. »Ich habe Steve Dillaggio und Zeerookah bereits beauftragt, Darren Barnes und seinen Sohn zu übernehmen.«

Ich bedankte mich, beendete das Gespräch und kehrte in das Besucherzimmer zurück. Ich kam gerade rechtzeitig, um mitzubekommen, wie Phil eindringlich sagte:

»Es muss doch irgendjemanden geben, der bezeugen kann, dass *Sie* Suzanne nicht erschossen haben, Bill. Oder jemanden, der den wahren Mörder gesehen hat.«

Yankton stieß einen bitteren Laut aus und nickte betrübt.

»Ja, diesen Jemand gibt es. Aber der nützt uns überhaupt nichts – Ihnen nicht und mir erst recht nicht.«

⊙

Phil und ich befolgten die Anweisungen, obwohl wir sie für ziemlich sinnlos hielten. Wenn Jacques Froissard wirklich in ständiger Lebensgefahr schwebte, hätte er sich ein besseres Versteck suchen müssen. Eine der Anweisungen lautete, ihn nicht mehr anzurufen, sobald wir unseren Wagen verlassen hatten, eine weitere, nicht nach ihm zu fragen oder gar seinen Namen laut zu rufen, falls wir uns verlaufen hatten.

Bill Yankton hatte abgewinkt, als er erklärte, dass der Mann, der uns nichts nützen würde, Jacques Froissard hieß.

Bills Begründung, in seinen einfachen Worten, lautete: »Der hat sich nicht getraut auszusagen, weil er bedroht wurde.«

Von wem Froissard bedroht wurde, konnte Bill uns nicht sagen.

Ich parkte den Dodge Charger mitten in einem Neubaugebiet am nördlichen Stadtrand von Saint-Jean-sur-Richelieu. Die Straße war schmal und hieß Chemin Musqué, *Bisamweg*. Ein- und Zweifamilienhäuser prägten die Gegend; jedes einzelne umgeben von einem gepflegten Garten. Ich hatte einen der Parkstreifen für Besucher ausgewählt; der Dodge stand demzufolge korrekt an einem für ihn bestimmten Platz.

Trotzdem war ich sicher, dass wir bereits von vielen aufmerksamen Augenpaaren beobachtet wurden. Das Kennzeichen unseres Leihwagens musste längst mehrfach notiert worden sein, und wären wir Einbrecher oder Trickbetrüger gewesen, hätten wir schon von diesem Zeitpunkt an keine Chance mehr gehabt zu entkommen.

Jacques Froissard hielt den Chemin Musqué und den Verlauf unseres anschließenden Fußmarschs trotzdem für den sichersten Weg, sich seinem geheimen Wohnort zu nähern. Bill Yankton hatte uns Froissards geheime Handynummer genannt, und ich hatte mit dem Mann gesprochen. Er lebte in einem Labyrinth, sagte er, und bevor wir es überhaupt erreichten, mussten wir einen Zick-Zack-Kurs absolvieren. Außerdem, so hatte ich zu hören bekommen, seien wir nicht willkommen. Wenn er überhaupt mit uns sprechen würde, dann nur aus

alter Freundschaft zu Billyboy Yankton – und weil er ihm einen Gefallen schuldig sei.

Wir machten uns auf den Weg, nachdem Phil der Zentrale der RCMP-Dienststelle in Saint-Jean per Handy unsere Position gemeldet hatte. Ich hatte mir die Marschroute gemerkt, nichts notiert, genau nach Froissards Anweisung. Erste links, dritte rechts, zweite links, geradeaus, dann über die Hauptzufahrtsstraße und weiter geradeaus durch das Baugebiet, das sich auf der anderen Seite fortsetzte. Dann würden wir den Trailerpark erreichen, in dem Jacques Froissard lebte.

Er war geschäftsführender Mitinhaber der Speditionsfirma *Bonaventure* gewesen und hatte stets ein gutes, kameradschaftliches Verhältnis zu den Truckern gepflegt. Um William Yankton hatte sich Froissard wie ein väterlicher Freund gekümmert, weil er sah, dass Bill beispielsweise bei der Abwicklung ankommender Frachten und bei der Vergabe von Anschluss-Frachtaufträgen ständig von seinen Kollegen übervorteilt worden wäre. Froissard war oft im *Chez Victor* bei den Truckern gewesen, so auch an dem bewussten Abend. Er war Zeuge der Vergewaltigung geworden, ohne jedoch daran beteiligt gewesen zu sein.

Phil hatte in den Gerichtsdateien eine kurze Textpassage über Jacques Froissard gefunden. Er hatte in der polizeilichen Vernehmung behauptet, in dem Durcheinander des Geschehens an jenem Abend nichts richtig mitbekommen zu haben. Das hatte er offenbar ziemlich überzeugend dargestellt, denn als Zeuge war er gar nicht erst vorgeladen worden. Nichtsdestoweniger hatte sich auch für ihn nach dem Mord eine fundamentale Änderung seines Lebens ergeben. Er hatte sich

seinen Anteil an der Speditionsfirma auszahlen lassen und lebte seitdem von seinem Kapital.

Wir erreichten den Trailerpark. Das Gelände, schachbrettartig vollgestellt mit aluminiumfarbenen Mobile Homes, war durch einen Grüngürtel von dem Wohngebiet getrennt und erstreckte sich über einen sanft abfallenden Hang bis zum Ufer des Richelieu River. Es war abzusehen, wann die Mobilhäuser verschwinden und einem neuen Wohngebiet in nobelster Lage Platz machen würden. Die Voraussetzungen dafür waren der Fluss und ein unverbauter Ausblick. Vom jenseitigen Ufer bis zum nördlichen Horizont dehnte sich eine Hügellandschaft in sattem Grün.

Die Wege durch den Trailerpark waren breit und asphaltiert. Autos parkten auf Stellplätzen neben den Aluminiumkästen, erste Herbstblumen blühten in kleinen Vorgärten. Alles war sauber und aufgeräumt. Ich musste an das alte Vorurteil denken. Es besagte, dass man den ungepflegteren Teil Nordamerikas erreichte, sobald man die Grenze zwischen Kanada und den USA in südlicher Richtung überschreite.

Die Richtungsanweisungen führten uns durch das Labyrinth aus Aluminium und Asphalt zu einem Mobile Home mit der Nummer 2-36. An der Eingangstür hing ein Zettel mit der hingekritzelten Aufschrift »Open«. Ein Namensschild gab es nicht. Phil gab unsere neue Position durch, während wir uns beiderseits der Tür aufbauten. Die Einladung konnte vieles bedeuten, deshalb gingen wir kein Risiko ein und zogen unsere Dienstwaffen – auch wenn die Augen in der Umgebung es mitkriegten. Die meisten Fenster im Aluminiumgrau der Umgebung

waren mit Jalousien und Vorhängen zugehängt, doch neugierige Nachbarn hatten stets ihre erprobten Ritzen oder Lücken zum Beobachten.

Phil und ich gaben uns das Zeichen, indem wir uns zunickten. Ich packte den Griff und riss die Tür auf. Sie flog zu Phil hinüber; er machte einen Schritt rückwärts und hielt sie fest. Nichts geschah. Normalerweise hätten wir zu diesem Zeitpunkt Laut geben müssen, um festzustellen, ob sich der Wohnungseigentümer oder jemand anders in der Alubleibe aufhielten. Aber wir hielten uns an die Anweisungen und blieben stumm. Schließlich wollten wir es uns mit Jacques Froissard nicht verderben, bevor wir ihn überhaupt zu Gesicht bekommen hatten.

Ich packte den Türrahmen mit der Linken und schnellte in das Halbdunkel, das drinnen herrschte. Hinter mir war Phil zur Stelle. Er stieß seine Dienstpistole im Beidhandanschlag herein, während ich zwischen Einbauschränken und Küchenstühlen auf Tauchstation ging. Auch diesmal blieb es ruhig. Nur unser eigenes Poltern verhallte. Langsam richtete ich mich auf, nach allen Seiten sichernd, wobei meine Blickrichtung und die Visierlinie der Pistole eine fest verschmolzene Einheit bildeten. Auch Phil war inzwischen hereingekommen. Wir durchsuchten die beiden ineinander übergreifenden Räume einschließlich des winzigen Badezimmers. Die Einrichtung war komplett, auch Männerkleidung und -utensilien waren vorhanden. Es sah jedoch so aus, als ob längere Zeit niemand hier gewesen war.

»Was bedeutet das?«, dachte ich laut.

»Sieht so aus, als ob uns jemand reinlegen will«, mutmaßte Phil.

In diesem Augenblick klingelte ein Telefon.

Es war ein Handy. Wir fanden es in einem Hängeschrank des Küchenblocks. Ich holsterte die Pistole und meldete mich. Phil gab mir ein Zeichen und sah draußen nach dem Rechten.

»Ich beschreibe Ihnen jetzt den restlichen Weg«, sagte der Anrufer ohne Einleitung. »Folgen Sie einfach den Nummerierungen. Chemin vier, Nummer achtzehn. Es ist der gleiche Typ Mobile Home wie das, in dem Sie sich gerade befinden. Bis gleich.«

Es knackte. Die Verbindung war beendet. Ich wusste, es war Froissard, mit dem ich gesprochen hatte, obwohl seine Stimme wegen der Handyübermittlung leicht verzerrt geklungen hatte. Sein französischer Akzent, mit dem er Englisch sprach, war unverkennbar.

Phil kehrte zurück, blieb in der offenen Tür stehen. Er schüttelte den Kopf und sah mich fragend an. Ich sagte, dass wir ein neues Ziel hatten, und berichtete über den Anruf, als wir losstiefelten. Ich fragte mich, ob es vernünftig war, ohne Auto hier zu sein. Umso wichtiger war es, dass die Kollegen in der RCMP-Zentrale wussten, wo wir uns aufhielten. Ich brauchte es Phil nicht zu sagen. Er hatte sein Handy schon am Ohr und gab die neue Adresse durch.



Wir erreichten den Weg mit der Nummer vier durch die schmalen Gassen,

die als Querverbindungen dienten. Wir wandten uns nach rechts, in Richtung auf die Nummer achtzehn. Keine Menschenseele begegnete uns. Nur ein hellbrauner Labrador kam uns schwanzwedelnd entgegen. Als er merkte, dass wir nichts Essbares für ihn hatten, blieb er stehen und blickte uns mit traurigen Augen nach.

»Wie machen die das bloß?«, murmelte Phil. Diesmal lieferte er sofort die Erklärung nach. »Ich meine, wie schaffen Hunde es, immer so auszu-sehen, als würden sie auf der Stelle verhungern, wenn du ihnen nichts zu fressen gibst?«

»Sei froh, dass sie keine Wölfe sind«, erwiderte ich. »Die würden *dich* fressen.«

Phil schüttelte sich und schmunzelte.

Die Tür von Nummer achtzehn wurde geöffnet, als wir noch zehn Schritte entfernt waren. Ein Mann erschien, blieb auf der Schwelle stehen. Er war kaum größer als William Yankton, aber wesentlich breiter. Er war gekleidet, als wäre der Herbst schon ausgebrochen, mit festen braunen Schuhen, blauen Jeans und einem rot-blau karierten Holzfällerhemd. Mit seinem runden Kopf und dem schütterten dunklen Haar erinnerte er ein wenig an Napoleon.

»Ich habe drei von diesen Dingern«, erklärte er zur Begrüßung, indem er auf die Mobile Homes in der Umgebung zeigte. »Anders konnte ich meine Sachen nicht unterbringen. Wenn man einmal ein eigenes Haus gehabt hat ...« Er winkte ab. »Kommen Sie rein. Der Hauptgrund ist aber, dass niemand genau weiß, wo ich gerade bin. Ich bin nie da, wo man mich gerade vermutet. Sie haben es gemerkt.«

Wir zeigten ihm unsere Dienst-

ausweise und folgten ihm in die gute Stube. Möglich, dass es seine Lieblingsbude war, denn sie wirkte gemütlicher als die erste, die wir gesehen hatten. Sämtliche Jalousien waren heruntergelassen. Wandlampen mit Messingschirmen erzeugten heimeliges Licht. Wir setzten uns in den Wohnbereich, an einen runden Tisch. In der Ecke der Stirnwand, dahinter, gab es eine schmale Tür, deren Jalousie dünne Lichtstreifen hereinließ. Draußen befand sich anscheinend eine schattige kleine Veranda mit einem Vordach.

»Sie waren also bei Bill Yankton«, sagte Froissard mit seinem französischen Akzent. »Der arme Kerl ist das sprichwörtliche Opfer der Umstände. Er ist damals, vor zwei Jahren, in etwas hineingeraten, das er nicht überblickt hat – nicht überblicken *konnte*.«

»Warum haben Sie ihm nicht her- ausgeholfen?«, fragte ich rundheraus.

»Sie könnten es noch immer«, fügte Phil hinzu. »Oder etwa nicht?«

»Doch, doch.« Froissard nickte bedächtig. Er winkelte die Arme auf den Sessellehnen an, spreizte die Finger und legte die Kuppen aneinander. »Aber in diesem Fall bin ich mir selbst der Nächste, tut mir leid, das sagen zu müssen. Ich habe von Anfang an gewusst, dass ich in dem Moment ein toter Mann bin, in dem ich auch nur andeutungsweise verlauten lasse, dass ich die Wahrheit kenne. Deshalb konnte ich nichts für Bill Yankton tun. Und dabei muss es leider bleiben.«

»Leider«, nahm ich seinen Punkt auf. »Das bedeutet, wenn Sie könnten, würden Sie ihm helfen.«

Froissard lächelte kaum merklich. »Geben Sie sich keine Mühe, Gentlemen. Ich lasse mich nicht umstimmen, weil ich nicht lebensmüde bin.«

»Sie sind hier geblieben«, sagte Phil. »Noch dazu in der Stadt, in der alles geschehen ist. Ist das nicht ein bisschen naiv? Und leichtsinnig dazu?«

»Wir könnten Ihnen hundertprozentige Sicherheit bieten«, hieb ich in Phils Kerbe. »Wir würden Sie in die Staaten bringen und dort ins Zeugenschutzprogramm des FBI und des US Marshals Service überstellen.«

Froissard stieß einen ungläubigen Laut aus. »Das hat Billy Ihnen vorgeschlagen, stimmt's? Er glaubt immer noch, dass alles so einfach ist.«

»Im Prinzip könnte es so sein.« Ich erinnerte mich an Bill Yanktons Worte. »Wenn ihr ihn in die Staaten bringt und dort ins Zeugenschutzprogramm aufnehmt, dann würde er sich bestimmt überzeugen lassen. Hier in Kanada traut er niemandem.« Wie es aussah, lag Yankton mit seiner Einschätzung nicht ganz falsch.

»Wie sollte denn das gehen?« Froissard gab sich nach wie vor abweisend, doch in seinen Augen zeigte sich aufkeimendes Interesse. »Ich bin kanadischer Staatsbürger, und das Verbuchen, um das es geht, hat sich auf kanadischem Boden abgespielt.«

»Das ist richtig«, entgegnete ich. »Aber es haben sich neue Gesichtspunkte ergeben. Letzten Endes sind mein Kollege und ich dadurch erst ins Spiel gekommen.« Ich schilderte kurz das Geschehen um die Tatwaffe und die Entführung von Julian Barnes.

Froissard atmete durch die Nase aus. »Damit können Sie doch nicht den Tatort auf amerikanischen Boden verlagern. So weit geht die Liebe zwischen den Nachbarstaaten dann doch nicht.«

»Allerdings nicht«, stimmte ich ihm zu. »Aber wir könnten Sie als wich-

tigen Zeugen brauchen, vor allem in Hinblick auf die Tatwaffe.«

Froissard dachte nach, nur einen Moment lang, dann schüttelte er den Kopf.

»Ausgeschlossen«, entschied er dann. »Ich würde es nicht mal lebend von hier bis an die Grenze schaffen.«

»Sie müssen mächtige Feinde haben«, erklärte Phil. »Was für Leute sind das?«

»Keine Ahnung«, behauptete unser Gesprächspartner.

»Das nehmen wir Ihnen nicht ab.«

Froissard schloss die Augen und faltete die Hände unter dem Kinn.

»Ich weiß überhaupt nichts«, sagte er leise. »Ich *will* überhaupt nichts wissen. Wie Sie vielleicht schon gemerkt haben, möchte ich noch eine Weile leben.«

Ich machte eine ausladende Handbewegung. »Das nennen Sie Leben? In diesen Blechbüchsen und in ständiger Angst?«

Er lächelte. »Ich habe keine Angst, Gentlemen. Ich bin gerüstet, kann mich verteidigen. Und so schlecht ist das Leben hier ganz und gar nicht. Ich habe alles, was ich brauche, jeglichen Komfort.«

»Sie sagten am Telefon, Sie wären Bill Yankton einen Gefallen schuldig. Welchen?«

»Das hat sich erledigt. Ich habe es mir anders überlegt, in diesen Minuten, während wir reden.«

»Aber so ganz ist das Zeugenschutzprogramm für Sie noch nicht vom Tisch, habe ich recht?« Ich beobachtete sein Mienenspiel. Es zeigte mir, dass ich tatsächlich recht hatte.

Allem Anschein nach befand sich Jacques Froissard in einem Wechselbad der Gefühle, schwankte zwischen Ablehnung und Zustimmung. Ich beugte mich vor und sagte eindringlich: »Sie sind Bill Yankton etwas schuldig, weil Sie ihm nicht geholfen haben. Sie haben ein schlechtes Gewissen – ihm gegenüber, weil Sie nicht verhindert haben, dass er ins Gefängnis geht. Dabei hätten Sie es verhindern können.«

»Wir helfen Ihnen, Ihre Schuld einzulösen«, unterstützte mich Phil. »Wir sind dazu in der Lage; Sie wissen, dass das nicht einfach so dahergeredet ist.«

Froissard schwieg, sah uns nachdenklich an. Dann stand er abrupt auf.

»Ich nehme mal an«, sagte er gedehnt, »Sie haben gegen einen Kaffee nichts einzuwenden.« Ohne eine Antwort abzuwarten, stapfte er los. Der Küchenteil befand sich auf der anderen Seite des Mobile Home. Froissard kam kaum drei Schritte weit.

Dann explodierte die Welt.



Ohrenbetäubendes Hämmern traf das Mobile Home, schien es durchzuschütteln. Doch es war Froissard, der durchgeschüttelt wurde. Vor unseren Augen, als wir uns auf den Boden warfen, hieben die Geschosse auf ihn ein. Splitter aus Aluminium und Kunststoff umschwirrten ihn. Er warf die Arme hoch, griff sich an die Brust und riss den Mund auf, um zu schreien, doch er brachte keinen Laut hervor.

Die Schüsse, das Schmettern der Einschläge und das Schnattern der Splitter, wie sie die Inneneinrichtung trafen, schwollen zu einer regelrechten Lärmhöhle. Es war, als würde sich das Mobile Home unter einer mörde-

rischen Druckwelle in seine Bestandteile auflösen.

Ich hechtete flach über den Boden, auf Froissard zu und bekam seine Fußgelenke zu fassen. Mit einem kraftvollen Ruck riss ich ihn um. Der Teppichboden dämpfte seinen Fall, wenn auch unzureichend. Doch er war aus der Gefahrenzone heraus, genau wie Phil und ich. Der Unterbauschrank auf der Eingangsseite hielt den Kugeln stand. Die hüfthohe Holzkonstruktion besaß genügend Masse, um die Geschosse abzufangen.

Die Schüsse hielten an, der Höllenlärm blieb unverändert.

Phil war zur Stelle und half mir, den reglosen Körper Froissards zum Tisch hin zu ziehen. Dann kam die Ernüchterung, als wir sein Gesicht und seinen Oberkörper sahen. Die Einschüsse hatten ihn bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Es war kein Leben mehr in ihm. Seine Augen starrten blicklos in die Höhe, als hätte er bei seinem letzten Atemzug den Himmel gesucht.

Phil hatte bereits kehrtgemacht und robbte auf die Verandatür zu. Ich folgte seinem Beispiel. Wir zogen unsere Dienstwaffen und verständigten uns durch Handzeichen. Mehr war nicht möglich, doch mehr war auch nicht nötig. In den Jahren unserer beruflichen Partnerschaft hatten wir gelernt, uns gegenseitig selbst die kompliziertesten Abläufe ohne ein einziges Wort zu signalisieren.

Ab zwei Fuß Höhe, über uns, flogen noch immer die Fetzen. Splitter wirbelten durcheinander, etliche blieben mit ihren scharfen Kanten und Spitzen in Schrankholz und Polsterlehnen stecken.

Bis zur Schmalseite der Behausung waren die Einschläge noch nicht vordrungen. Dennoch brauchten wir

uns keine Illusionen zu machen. Die Kerle da draußen kannten den Trailerpark und die Bauweise der Mobile Homes garantiert besser als wir. Folglich wussten sie, dass so ein Alukasten eine Seitentür hatte, in unserem Fall zur Veranda hin.

Phil robbte von links auf die Tür zu, wie er es mir angezeigt hatte. Ich hielt mich knapp rechts von ihm, die Ellenbogen aufgestützt, mit der SIG im Beidhandanschlag. Die Tür war geradeaus vor mir, nur noch einen Yard entfernt.

Phil nickte mir zu, federte halb hoch, stieß die Tür auf.

In flachem Sprung schnellte er hinaus, schlug eine Rolle über den Bretterboden der kleinen Campingplatzveranda. Klappstühle und ein Tisch flogen unter Phils Anprall durcheinander, bevor ihn die Balustrade stoppte, ein grünes Plastikgitter. Noch während der Kunststoff unter seinem Auftreffen nachgab, warf mein Freund sich nach links.

Im selben Moment sah ich die Mündungsblitze.

Der Heckenschütze nutzte die rechte Ecke des Nachbar-Homes als Deckung.

Seine Kugeln hieben an dem Punkt in das Gittergrün, wo Phil eben noch seine Richtung geändert hatte. Kleine grüne Fladen flogen durch die Luft. Die Geschosse krachten in das Aluminium, unmittelbar links von mir, außen neben dem Türrahmen.

Ich zog durch, feuerte in die Mündungsblitze hinein.

Die SIG ruckte hart in meinen Händen, schickte das Neun-Millimeter-Vollmantelblei auf seine tödliche Bahn. Phil war ebenfalls zur Stelle, feuerte nun ungehindert von der linken Hälfte der Veranda aus.

Der Kerl drüben kriegte nicht mehr als vier Kugeln aus dem Lauf, dann schleuderten ihn die Einschüsse aus seiner Deckung heraus. Mit hochgerissenen Armen kippte er nach rechts auf den asphaltierten Weg. Seine Pistole flog ihm weg und landete nach einer torkelnden Flugbahn auf dem Asphalt. Selbst wenn noch Leben in dem Mann gewesen wäre, hätte er die Waffe nicht mehr erreicht.

Ich trat auf die Veranda hinaus. Erst jetzt wurde uns bewusst, dass es still geworden war. Die Angreifer auf der anderen Seite des Querwegs hatten das Feuer eingestellt. Aber hatten sie sich auch zurückgezogen? Wir ließen unsere Dienstpistolen sinken. Phil hatte sein Handy bereits am Ohr; die Zentrale der RCMP meldete sich, und er forderte Verstärkung an. Während des kurzen Moments draußen vor der Seitentür, zwischen den umgekippten Klappstühlen, behielten wir die Umgebung im Auge.



Nirgendwo in unserem Blickfeld war eine Bewegung auszumachen. Allerdings war es ein stark eingegrenztes Blickfeld. Die schachbrettartig aufgestellten Aluminiumkästen ließen keine große Sichtweite zu. Die Bewohner des Trailerparks hatten sich wahrscheinlich in ihren Mobile Homes versteckt oder wagten sich zumindest nicht hervor. Wo aber steckten die Heckenschützen? Lauerten sie noch in der Nähe oder hatten sie bereits das Weite gesucht? Fest stand lediglich, dass sie die parallel zu Jacques Froisards Home stehende Behausung zu

unserer Linken als Deckung für ihren Feuerüberfall benutzt hatten. Einen Motor hatten wir nicht gehört, und dass sie zu Fuß fliehen würden, konnte ich mir nicht vorstellen.

Wir riskierten einen vorsichtigen Blick um die Ecke, nach gegenüber.

Die Jalousien der beiden Fenster in Froissards Richtung waren um Handspannenlänge geöffnet, die Scheiben zerschlagen – die improvisierten Schießscharten, aus denen sie ihren Geschosshagel herübergejagt hatten.

Phil und ich fackelten nicht lange. Wir hatten keine Wahl; wenn wir die Lagé in den Griff bekommen wollten, mussten wir uns einen Überblick verschaffen.

Deshalb trennten wir uns. Die Taktik war einfach. Auf leisen Sohlen pirschten wir los, benutzten die Gassen zu unserer Rechten in entgegengesetzter Richtung. Auf diese Weise schlugen wir einen Bogen, um die Kerle in die Zange zu nehmen. Im Gehen ersetzte ich das teilweise geleerte Pistolenmagazin durch ein volles. Die Waffe schussbereit, behielt ich die Umgebung ständig im Auge.

Unbehelligt erreichte ich den Hauptweg, der zu dem Wohnweg führte, in dem wir unseren Wagen zurückgelassen hatten. Ich blieb im Schatten der Aluminiumwände und drang weiter vor. Augenblicke später sah ich Phil auf der anderen Seite des Weges. Er kam aus einer Quergasse, hob die Linke und zeigte in die Richtung, in der sich Jacques Froissards Mobile Home befand. Von dem Aluhaus, aus dem die Angreifer geschossen hatten, trennte uns noch eine Gasse. Phil bog auf den Hauptweg ein, damit wir uns auf gleicher Höhe halten konnten.

Im selben Moment gefror mir das Blut in den Adern.

Die scharf gezeichneten Silhouetten zweier Männer tauchten über meinem Partner auf.

»Phil!«, brüllte ich. Warf mich hin und rollte mich ab.

Phil reagierte im selben Sekundenbruchteil und tat das Einzige, was ihm blieb. Mit einem Satz schnellte er auf das Kastenhaus zu, vor dem er sich befand, und presste sich platt an die Aluminiumwand.

Die beiden Schatten über ihm gerieten in Hektik. Haarscharf an der Dachkante, beugte sich der eine vor und richtete sein Schnellfeuergewehr nach unten, um meinen Freund zu erwischen. Der andere feuerte auf mich. Seine Kugeln sengten mit ihrem peitschend heißen Luftzug an meinem Gesicht vorbei, als ich meine Rolle seitwärts beendete. Noch im nächsten Atemzug kam ich halb hoch und ließ die SIG in rasender Folge hämmern.

Als Ersten schoss ich den Kerl vom Dach, der es auf Phil abgesehen hatte. Er fiel meinem Freund vor die Füße, während ich mich sofort weiter abrollte. Die großkalibrigen Kugeln des zweiten Mannes folgten mir, hackten schwarze Brocken aus der Asphaltdecke und kamen mir bedrohlich nahe. Ich änderte meine Richtung mit einer Rolle vorwärts, federte auf die Beine, brachte die Pistole beidhändig hoch.

Eine Hundertstelskunde lang sah ich dem Kerl da oben in die Augen. Er versuchte, sein Gewehr zu schwenken, mich noch schnell genug ins Visier zu kriegen. Ich zog durch, bevor er es schaffte. Der Schuss löste sich noch aus seiner Waffe, doch das geschah, als er bereits hintenüber kippte. So raste das Geschoss gefahrlos in den

Spätsommerhimmel. Auch dieser Mann stürzte vom Aludach, und dann war Ruhe.

Beide hatten ihre Heimtücke mit dem Leben bezahlt.

Aber davon wurde Jacques Froissard nicht wieder lebendig, und Bill Yanktons Chancen auf ein Wiederaufnahmeverfahren schmolzen dahin.

Sirenengeheul näherte sich. Die Detectives der RCMP übernahmen. Chief Laurent Chevalier kam in einem neutralen Dienstwagen, diesmal zusammen mit seinem Stellvertreter, einem schlanken dunkelhaarigen Mann namens Pierre Molyneux, Dienstgrad Inspector. Wir erfuhren, dass die heimtückischen Angreifer bekannte Figuren aus dem organisierten Verbrechen gewesen waren: bezahlte Killer, die ihre Dienste überwiegend im Gangland der nahen Großstadt Montréal anboten.

Laurent bestand darauf, dass der Notarzt, den er mitgebracht hatte, wenigstens einen Blick auf uns warf – aus rein versicherungstechnischen Gründen, wie er betonte. Er wartete vor dem Rettungswagen auf uns, während Inspector Molyneux den Einsatz der Spurensicherer überwachte.

»All right«, sagte ich, nachdem der Doc uns entlassen hatte. »Jetzt müssen wir nur noch wissen, wer die Kerle beauftragt hat.«

»Damit kann ich leider nicht dienen«, antwortete der Chief. »Aber ich biete Ihnen eine neue Möglichkeit, weitere Informationen über den Mordfall Suzanne Duprée zu sammeln – und damit vielleicht über die Tatwaffe, der Sie auf der Spur sind.«

»Was für eine Möglichkeit wäre das?«, fragte ich.

Laurent Chevalier lächelte selbstsicher. »Unser wichtigster V-Mann. Ein

früherer Trucker, heute Frachtagent mit Kontakten zur Schmugglerszene.«

⊙

Unterwegs nach Westen, auf der Straße in Richtung Montréal, erreichte uns ein Anruf von Laurent. Er informierte uns über den neuesten Stand der Dinge, was die Tatortermittlungen im Trailerpark betraf. Phil nahm das Gespräch an und schaltete den Lautsprecher ein.

»Die Täter haben sich in dem Nachbar-Home einquartiert, ohne dass Froissard es merkte«, erklärte der Chief. »Sie haben die Bewohner, ein älteres Ehepaar, ausgekundschaftet und nach dem Einkaufen auf dem Parkplatz eines Supermarkts entführt und umgebracht. Das war heute Morgen. Die Leichen wurden erst vor einer halben Stunde im Unterholz eines zwanzig Meilen entfernten Waldstücks gefunden. Die Täter haben den Wagen ihrer Opfer benutzt und sind damit in den Trailerpark gefahren. Dummerweise haben Froissards Nachbarn ihren Carport so sichtgeschützt bauen lassen, dass man sie beim Aussteigen nicht sehen konnte. Aber der Wagen war deutlich genug zu sehen, deshalb hat keiner der Nachbarn Verdacht geschöpft.«

»Welch ein Blutzoll«, sagte Phil, »nur um eine Zeugenaussage zu verhindern.«

»Daran lässt sich ablesen, wie viel für den Auftraggeber der Mörder auf dem Spiel steht«, entgegnete Laurent. »Auch technisch waren die Burschen gut gerüstet. Neben den Automatikwaffen mit High-Power-Munition ha-

ben sie ein Richtmikrofon benutzt, um Froissards Position in seinem Trailer ausmachen zu können. Dann haben sie einfach auf die entsprechende Stelle gefeuert, was das Zeug hielt. Weitere Erkenntnisse haben wir zurzeit nicht.«

Ich deutete auf ein Ortsschild mit der Aufschrift *Delson*, das in Sichtweite auftauchte.

»Wir erreichen unser Ziel«, teilte Phil dem Chief mit.

»Es ist gleich am Rand, rechts ab ins Industriegebiet.«

»Unserem Navi können wir vertrauen«, entgegnete mein Freund.

»Noch etwas«, sagte Laurent. »Nennen Sie ihn um Himmels willen nicht aus Versehen ›Häuptling‹. Das kann er auf den Tod nicht leiden. Und fragen Sie ihn auch nicht, warum er in einer Lagerhalle wohnt. Es ist sein Firmensitz. Als Ein-Mann-Firma braucht er das ganze große Büro nicht. Deshalb hat er da seine Wohnung eingerichtet.«

»Sehr plausibel«, erwiderte Phil und grinste. »Mahnungen zur Kenntnis genommen. Wir werden uns anstrengen, sein Wohlwollen nicht zu verlieren.«

»Dazu müssen Sie es erst mal gewinnen.«

Phil bedankte sich für die Hinweise und beendete das Gespräch. Während er sein Handy einsteckte, meldete sich die Navi-Lady und schickte mich an der nächsten Abzweigung nach rechts. Das Industriegebiet von Delson war übersichtlich. Die Adresse unseres Kontaktmanns befand sich am Chemin B und hatte die Hausnummer 28. Die Halle, um die es sich handelte, war unbeschriftet und hatte einen flachen Vorbau, das besagte Büro. Der Mann, der dort wohnte, war Laurent Chevaliers schon angekündigter wichtigster V-Mann mit Verbindungen zum grenz-

nahen Gangland und insbesondere zur Schmugglerszene.

Die Halle stammte aus der Branche, hatte früher einem Stückgut-Spediteur gehört. Nach seiner Pleite, bei der Zwangsversteigerung, hatte der heutige Eigentümer den Zuschlag erhalten.

Harry Strayhorn hieß dieser Mann, dem man angeblich mit so viel Vorsicht begegnen sollte. Daran, dass er ein Indianer war und von seinen Vorfahren das Misstrauen gegenüber allen Weißen geerbt hatte, konnte es eigentlich nicht liegen. Das Gebiet seines Stammes, der Penobscot in Maine, hatte er schon seit Jahrzehnten nicht mehr betreten, und er unterhielt auch keine Verbindungen zu den führenden Männern oder etwaigen Verwandten in der dortigen Reservation.

Laurent hatte uns alles über Strayhorn erzählt. Deshalb wussten wir, dass er fünfzig Jahre alt war und in ebenjenen Jahrzehnten nur unter Weißen gelebt und deren Lebensweise vollständig angenommen hatte. Als Trucker war er viel herumgekommen, bis er sich hier, in der Nähe von Saint-Jean-sur-Richelieu, niedergelassen hatte. Er kannte die ganze große Familie seiner Berufskollegen im Grenzverkehr, deshalb hatte er mit seiner Agentur von Anfang an großen Erfolg gehabt. Die Trucker wussten es zu schätzen, wenn sie von ihren Touren nach Montréal oder Québec so gut wie nie ohne Anschlussfracht zurückkehrten.

»Jetzt fehlt nur noch der rote Teppich«, sagte ich, als ich auf Strayhorns Hof einbog.

»Zumindest kann man daraus schließen, wie wichtig Laurent Chevalier für ihn ist«, kommentierte Phil.

»Oder glaubst du, dass er unseretwegen diesen Auftritt hinlegt?«

Harry Strayhorn, kein anderer konnte es sein, stand wie ein Monument vor seinem Wohnbüro.

Er war ein großer, breitschultriger Mann mit straff anliegendem dunklem Haar, das erste graue Strähnen aufwies. Er hatte das Haar zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Sein Gesicht war zerklüftet, von Narben übersät, doch es war sonnengebräunt und nicht etwa bronzefarben, wie es dem Klischee über Indianer entsprochen hätte. Er trug einen grauen Anzug, ein rotes Hemd und naturbraune Westernstiefel. Die Anzughose endete ordentlich verstaut in den Stiefelschäften.

Ich stoppte den Dodge in respektvollem Abstand von drei Yards.

Harry Strayhorn hielt den Kopf hoch erhoben, die Arme hatte er vor der Brust verschränkt. In seinem Fall war es jedoch alles andere als ein Abwehrgebaren, sondern ein Ausdruck der Überlegenheit. Dieser Mann fühlte sich einfach als Herr der Lage, ohne zu wissen, was auf ihn zukam. Das konnte man an seiner Körperhaltung und an seiner Miene deutlich ablesen. Vielleicht schlummerte in ihm doch ein Stück von dem Häuptling, der er nicht sein wollte.

Phil meldete der Zentrale unsere neue Position, und wir stiegen aus.

Strayhorns Haltung blieb unverändert. Mittlerweile wirkte seine Pose überheblich auf mich, der Gesichtsausdruck abweisend. Ich musste mich zusammenreißen, um ihn nicht auf Anhieb unsympathisch zu finden.

⊙

Das Büro hinter ihm war ein Flach-

bau, dessen untere Hälfte aus roten Backsteinen, die obere aus großflächigen Fenstern mit gemauerten Säulen dazwischen bestand. Sämtliche Fenster, einschließlich der voll verglasten Tür, waren mit altmodischen Vertikaljalousien zugehängt. Rechts neben dem Bürobau stand ein riesiger roter Pickup, ein Chevrolet Silverado.

»Mister Strayhorn?«, sagte ich.

Er nickte gnädig. »Das ist mein Name«, antwortete er mit einem rollenden Bass. »Mir gehört der Laden hier.«

Wir nannten unsere Namen und zeigten ihm unsere Dienstausweise. Ihn beeindruckte nichts, weder das goldfarbene Messingschild noch die großen blauen Buchstaben FBI. Zumindest regte sich nichts in seiner Miene, nicht einmal ein Hauch von Interesse. Jedenfalls verstand er es, sich so unbeeindruckt zu zeigen, dass zartbesaitete Naturen bereits jeglichen Mut verloren hätten, auch nur das Wort an ihn zu richten.

»Wir haben ein paar Fragen an Sie«, versuchte sich Phil mit einer Gesprächseröffnung.

»Dass Sie mir Geschichten erzählen wollen, habe ich nicht erwartet«, antwortete er. »Also fragen Sie los.«

Ich merkte, dass Phil sich zusammenreißen musste, um den Kerl nicht in seine Schranken zu weisen. Deshalb übernahm ich.

»Sie kennen viele Trucker, nicht wahr?«

»Das ist mein Job. Als Frachtagent muss man die Jungs kennen.«

»Und Kollegen? Spediteure?«

»Agent Cotton!«, antwortete er

scharf, mit nicht zu überhörendem Unwillen. »In meiner Branche muss man über alles Bescheid wissen. Vor allem über Personen.«

»Jacques Froissard«, sagte ich überganglos.

Seine Miene zeigte keine Reaktion, seine Augen blieben stumpf und ausdruckslos. »Ehemaliger Mitinhaber von *Bonaventure*«, erwiderte er. »Hat keine Lust mehr zu arbeiten. Hat Geld genug, um es sich leisten zu können.«

»Er hatte genug Geld«, verbesserte ihn Phil schneidend.

»Ach, was!« Strayhorn hob die Augenbrauen kaum merklich. »Ist er pleite? Hatten Sie irgendwas mit ihm zu tun?«

»So kann man es nennen. Jetzt ist er tot.«

»Ihretwegen? Hat er sich so über Sie aufgeregt, der arme Kerl, dass er einen Herzinfarkt gekriegt hat? Dabei war er ein paar Jahre jünger als ich – ja, fünf Jahre. Fünfundvierzig war er. Und er hatte keine Feinde. Er war so ein Typ, der es immer allen Menschen recht machen wollte. Ein herzensguter Mann. Schade um ihn.«

Strayhorn war redseliger, als ich gedacht hatte. Vielleicht war es die Todesnachricht, die das in ihm auslöste.

»Er wurde erschossen«, sagte ich deshalb.

Zum ersten Mal zeigte Strayhorn eine Reaktion. Seine Augen weiteten sich erschrocken. Das war aber auch schon alles.

»Erschossen?«, wiederholte er. »Und wer hat das getan? Weiß man es?«

»Ja.« Ich nickte. »Die Täter haben es nicht überlebt.«

Seine Brauen zuckten in die Höhe, und seine Augen weiteten sich noch

etwas mehr. »Das haben Sie bestimmt von Chief Chevalier erfahren.« Er wandte sich zur Seite, zeigte auf das Büro. »Kommen Sie herein. Wir müssen uns hier draußen nicht die Beine in den Bauch stehen.«

»Gute Idee«, lobte Phil ihn. Er konnte es sich nicht verkneifen, zwinkerte mir zu, als der Indianer vorausging.

Das ehemalige Büro hatte einen Empfangsbereich, in dem es aussah wie in der Truckerkantine einer Speditionsfirma. Die Einrichtung bestand im Wesentlichen aus einem langen Tisch, an dem spinnenbeinige Stühle aus verchromtem Stahlrohr und Kunststoffschalen standen. Rundherum an den Wänden gruppierten sich Automaten. Heiße Getränke, kalte Getränke, Süßigkeiten, Kartoffelchips, Snacks, Sandwiches. Alles war aufgeräumt und sauber.

Die Abgrenzung zum Rest des Gebäudes besorgten Trennwände, deren obere Hälfte aus Glas bestand. Durch die Scheiben hatten wir freien Überblick über ein ehemaliges Großraumbüro. Ein paar Schreibtische und auch Computertische mit Monitoren und Keyboards standen noch herum. Zwischen dem Büromobiliar hatte Strayhorn seine Wohnungseinrichtung verteilt. Von Sofa und Sesseln über Herd und Kühlschrank bis hin zu Bett und Schlafzimmerschrank war alles vorhanden, was der Mensch brauchte – weiträumig und doch übersichtlich gruppiert.

Wir setzten uns an den Tisch. Strayhorn zeigte auf seine Automatenbatterie.

»Wenn Sie was brauchen«, sagte er, als sei es eine gastfreundliche Geste von ihm. »Bedienen Sie sich.«

Phil stand auf, um Kaffee für uns

beide zu holen. »Sie auch?«, fragte er Strayhorn, der uns gegenüber Platz genommen hatte.

»Gerne«, antwortete der Hausherr, ohne rot zu werden. An mich gewandt fuhr er fort: »Das muss man erst mal verdauen – so eine Todesnachricht, meine ich. Ich war mit Jacques Froissard zwar nicht befreundet, aber man hat sich eben gekannt, wie man sich unter Kollegen kennt.«

In der Tat hatte sich Harry Strayhorn verändert, seit er von Froissards Tod erfahren hatte. Von einer Minute zur anderen war der V-Mann und Trucking-Experte ein freundlicher und zuvorkommender Mann geworden.

Im Hintergrund klimperte Phil mit Kleingeld herum. Der Kaffeeautomat brodelte, zischte und dampfte.

»Unter den Truckern«, sagte ich, »sind viele Ex-Soldaten, nicht wahr?«

»Logisch«, antwortete er. »Bei Uncle Sam haben sie fast alle ihre Führerscheine gemacht, und sie beherrschen alles, was auf Rädern oder Ketten fährt. Tja, und wenn sie dann aus Hadji-Land zurückkommen, brauchen sie fast immer Hilfe. Weil sie sich in unseren zivilisierten Breiten nicht mehr zurechtfinden, muss man sie an die Hand nehmen und ihnen die Welt neu erklären. Meistens geht ihre Ehe kaputt, und die Freundin hat längst einen anderen. Diese Jungs sind es gewohnt, Probleme mit der Knarre in der Hand zu lösen, indem sie ihre Feinde einfach umlegen. Dass sie dafür bestraft werden, wenn sie es hier tun, geht in ihren Kopf manchmal nicht mehr rein. Arme Schweine.«

Phil brachte drei dampfende Kaffeebecher und verteilte sie. Strayhorn bedankte sich mit einer beiläufigen Handbewegung.

»Bill Yankton ist so ein armes

Schwein«, sagte ich. »Sehen Sie das auch so?«

»Auf jeden Fall«, antwortete Strayhorn und drehte den heißen Becher zwischen seinen Fingern. »Ihn hat es besonders hart erwischt. Sind Sie seinetwegen hier – in Saint-Jean?«

»Indirekt«, bestätigte ich. »Die Tatwaffe aus dem Mordfall Suzanne Duprée ist bei uns in New York aufgetaucht.«

»Ach!«, rief Strayhorn und lachte. »Die Sache mit dem Achtjährigen, der Daddys heimliche Pistole in der Schule verkauft?«

»Genau die Sache«, antwortete ich.

»Hab ich in der Zeitung gelesen.« Strayhorn konnte nicht aufhören zu lachen.

Neben mir gab Phil einen unterdrückten Fluch von sich, weil er sich die Lippen an dem Kaffeebecher verbrannte.

»Was sagt Ihnen der Name?«, fragte ich.

»Welcher Name?« Strayhorn trank einen heißen Schluck, ohne mit der Wimper zu zucken.

»Barnes.«

»Barnes?« Der Hausherr runzelte die Stirn. »Heißt der Junge so?«

Ich nickte. »Julian Barnes. Sein Vater heißt Darren Barnes.«

»Ein Allcrweltsname«, brummte Strayhorn. »Mehr fällt mir dazu nicht ein.«

»Darren Barnes war bei der Army, und er war Trucker. Jetzt arbeitet er als Kurierfahrer in New York.«

»Hm.« Strayhorn schmunzelte. »Sie meinen, ich müsste ihn kennen? Einen Ex-Soldaten, der Trucker geworden

ist? Könnte man meinen, ist aber nicht so. Natürlich gibt es viele Leute, auch in meiner Branche, die Barnes heißen. Aber mir ist noch keiner von denen über den Weg gelaufen.«

»Wir versuchen herauszufinden, wie er an die Tatwaffe gekommen ist«, sagte Phil nach einem vorsichtigen Schluck. Er beobachtete den Indianer scharf.

Harry Strayhorn blieb gelassen, zuckte mit den Schultern. »Trucker verscherbeln alles Mögliche. Vielleicht hat er sie in New York von einem gekauft, der aus Kanada runterkam. Irgendeine Erklärung wird es schon geben.«

»Kannten Sie Suzanne Duprée?«, wechselte ich abrupt das Thema.

Strayhorn zog eine amüsierte Grimasse und stieß einen Brummlaut aus. »Wer kannte die Kleine nicht! Fast immer, wenn ich mal mit den Jungs zusammen einen draufgemacht habe, war sie dabei. Die konnte einfach ohne ihre Trucker nicht sein.« Er lachte in sich hinein. »Ein nettes Mädchen, aber ziemlich locker. Dass sie so enden musste ...« Er schüttelte bedauernd den Kopf.

»Könnten Sie sich vorstellen, dass Bill Yankton unschuldig ist? Dass in Wirklichkeit Peter Shehan der Täter war? Wegen seiner Eifersucht auf Michael O'Driscoll?«

»Aha, Sie kennen alle Namen. Chief Chevalier hat Ihnen die Akten gegeben, stimmt's? Also kennen Sie auch die ganze Geschichte.«

Ich ging nicht darauf ein. »Was meinen Sie? Könnte Shehan es gewesen sein?«

Strayhorn hob die Schultern. »Wenn die Polizei es schon nicht weiß, wie soll ich es dann wissen? Okay, jeder von uns hat so seine Vermutungen

gehabt. Aber genau weiß es natürlich keiner. Ich war an dem Abend ja nicht dabei, aber was ich so gehört habe ...« Er presste die Lippen zusammen und schüttelte den Kopf. »Suzanne soll es wohl besonders toll getrieben haben. Kein Wunder, dass das totale Chaos ausgebrochen ist. Das habe ich mir erzählen lassen.«

»Von Männern wie Owen Kaminski, Fred Iverson und Rafe Ulster?«, ließ Phil sich vernehmen.

Strayhorn nickte. »Die kenne ich natürlich. Auch wenn sie als Mitangeklagte eine unrühmliche Rolle gespielt haben. Aber die Gerichte wissen es heutzutage ja zu würdigen, wenn jemand etwas tut, das andere als Verrat bezeichnen würden.«

Ich wusste, als Nächstes würde er sich über die frei herumlaufenden verurteilten Mörder in den USA ausbreiten – vielleicht, um abzulenken. Deshalb sagte ich rasch:

»Die Halle nebenan – benutzen Sie die noch?«

»Aber ja«, antwortete er. »Die Jungs können bei mir ihre Trucks unterstellen, wenn sie in der Gegend sind und Wartezeiten haben. Wollen Sie einen Blick reinwerfen – ganz ohne Durchsuchungsbefehl?« Er lachte über seinen Scherz.

Wir hatten nicht mehr als ein müdes Grinsen dafür. Wir leerten unsere Kaffeebecher und folgten ihm hinaus. Er zog eine Fernbedienung aus der Jackentasche, und das Rolltor der Halle glitt zur Seite. Mächtige blankpolierte Stoßfänger aus Edelstahl waren der erste Blickfang. Sie gehörten zu einem roten Kenworth-Truck, der ganz vorn stand. Seitlich versetzt und weiter hinten parkten weitere Trucks. Durch die Gasse zwischen den riesigen Fahrzeugen sahen wir

helles Tageslicht am anderen Ende der Halle. Dort gab es ein zweites Tor, das geöffnet war.

»Es ist eine Durchfahrrhalle«, erklärte Strayhorn. »Andernfalls hätten wir Probleme, mehr als zwei Trucks gleichzeitig unterzubringen.«

Während er es sagte, entstand eine Bewegung am Ende der Gasse. Nur einen Moment lang sahen wir einen dunkelblauen Chrysler Town & Country, der im Schrittempo hereinrollte und nach rechts glitt, in den dunkleren Teil der Halle. Wegen der schwarz getönten Scheiben des Vans waren keine Insassen zu erkennen. Irgendwo hinter den Trucks erstarb der Motor des Vans, doch es waren keine Türen zu hören, die geöffnet und geschlossen wurden.

»Jungs, die eine Stippvisite in Montréal gemacht haben«, erklärte Strayhorn, indem er in die Richtung zeigte, in der der Van verschwunden war. »Manchmal müssen sie ein bisschen was für ihre Frauen einkaufen. Die sitzen lange genug allein zu Hause herum.«

Seine Redseligkeit war ungebrochen. Ich bekam das Gefühl, dass er uns seine komplette Lebensgeschichte erzählen würde, wenn wir noch eine Weile blieben. Ich konnte mir sogar vorstellen, dass er dann damit herausrückte, weshalb er nicht Häuptling genannt werden wollte. Doch vorerst hatte er anderes im Sinn, wahrscheinlich, um uns loszuwerden.

»Bei meinen Vorfahren«, sagte er feierlich, »war es üblich, Besuchern ein Geschenk zu machen.« Auf unseren erstaunten Blick erklärte er stolz: »Ich habe so ein Geschenk für Sie, allerdings mit der Bitte, es an Chief Chevalier weiterzugeben. Es ist eine



Mitteilung, genauer gesagt, ein Hinweis.«



»Was hältst du von ihm?«, fragte Phil, als ich den Dodge zurück in Richtung Saint-Jean-sur-Richelieu lenkte.

»Ich weiß nicht recht«, antwortete ich unschlüssig, ohne den Blick von der Fahrbahn zu wenden. »Immerhin scheint er ein guter V-Mann zu sein. Laurent ist letzten Endes sehr mit ihm zufrieden.«

Phil lachte leise. »Deshalb ist Strayhorn anscheinend sehr bemüht, unseren Chief Superintendent bei Laune zu halten. Ein Geschenk für Besucher! Hast du so was schon mal erlebt?«

»Nein«, gestand ich. »Aber es ist doch eine nette Idee, oder?«

Mein Freund atmete hörbar aus. »Sich den Kaffee von seinen Besuchern bezahlen zu lassen ist auch eine nette Idee, nicht wahr?«

»Andere Länder, andere Sitten«, entgegnete ich und grinste.

»Stimmt. Jetzt, wo du es sagst, wird es mir klar. Deshalb gibt es bei uns so viele Kanada-Witze.«

»Auf jeden Fall ist das Besuchergeschenk sehr brauchbar, das musst du zugeben. Laurent war ausgesprochen erfreut darüber.«

Wir hatten vor der Abfahrt eine kurze Telefonkonferenz mit dem Chief geführt und ihm Strayhorns Geschenk im Wortlaut übermittelt. Es lautete:

»Alte Warren-Mine, heute, bei Einbruch der Dunkelheit.«

Laurent hatte sofort Bescheid gewusst. Die Warren-Mine war ein

stillgelegtes Silberbergwerk. Weil dessen Stollen teilweise auf US-Gebiet hinüberreichten, hatten Schmuggler einen davon verlängert und auf amerikanischem Boden mit einem Ausgang versehen. Strayhorns geschenkter Hinweis bedeutete schlicht und einfach, dass Laurent Chevalier und seine Mountys die Gelegenheit erhielten, eine Schmugglerbande einzusacken. Wahrscheinlich, so hatte Laurent uns erklärt, würde es sich um Zigaretten und Drogen handeln, die durch das Tunnelsystem nach Kanada gebracht wurden.

Strayhorn lieferte öfter solche wertvollen Hinweise, hatte Laurent noch einmal betont, und wenn unser Besuch auch sonst nichts ergeben hätte, sei dieser Tipp doch von unschätzbarem Wert. Wir hatten einen Treffpunkt vereinbart, damit wir bei der Festnahme der Schmuggler dabei sein konnten. Harry Strayhorn arbeitete als V-Mann meist mit Inspector Molyneux zusammen, den wir bereits kennengelernt hatten. Molyneux war der Kontaktagent des Trucking-Agenten, zuständig auch für die Verbindung der RCMP zu weiteren V-Leuten – und nicht zuletzt für die Bezahlung.

»Ich wette, Strayhorn wird für sein Geschenk auch die Hand aufhalten«, sagte Phil. »Irgendwann demnächst, wenn er seine geleisteten Dienste abrechnet, wird er die Warren-Information mit anführen und sich dann dafür bezahlen lassen. Garantiert.«

»Ich bezweifle es nicht«, entgegnete ich. »Dass Strayhorn ein Schlitzohr ist, scheint mir zumindest festzustehen.«

Phils Handy klingelte. Er meldete sich und schaltete sofort Lautsprecher und Mikro ein.

»Hi, Jerry«, sagte unser Kollege Steve Dillaggio.

»Hi, Jerry und Phil«, meldete sich auch sein Partner Zeerookah zu Wort.

Wir erwiderten den Gruß.

»Ich hoffe, ihr habt bessere Neuigkeiten für uns als wir für euch«, sagte ich.

»Leider nicht«, antwortete Steve. »Darren Barnes ist verschwunden.«

»Der Junge heißt Julian«, sagte Phil. »Darren ist der Vater.«

»Das wissen wir«, entgegnete Steve. »Und wir meinen Darren, den Vater. Er ist heute Morgen zur Arbeit gefahren, dort aber nicht angekommen. Seine Frau und sein Chef haben überall nachgefragt und auch sofort die Polizei eingeschaltet – ohne Erfolg.«

»Vom Zigarettenholen nicht zurückgekehrt«, fügte Zeery hinzu. »Gewissermaßen. Leider dürfte es einen anderen Hintergrund haben.«

»Die Entführung des Jungen«, sagte ich sofort.

»Das vermuten wir auch«, bestätigte Steve. »Es gibt inzwischen ein paar Zeugenaussagen, angefangen bei Travis Gilmore, dem Freund des Jungen. Der hat die Flucht ergriffen, als auf dem abgesperrten Gelände von Flushing Airport zwei Männer auftauchten, die wie Park Ranger aussahen. Julian hatte offenbar keine Angst vor ihnen, oder er wollte Travis beeindrucken.«

»Jedenfalls«, berichtete Zeery weiter, »wurden der Junge und die beiden Ranger später noch von Anglern gesehen. Sie fuhren mit einem Flachbodenboot und sind an Bord eines Kajütkreuzers gegangen, der weiter draußen im Long Island Sound lag. Die Entfernung war aber zu groß,

deshalb konnten die Angler keine Einzelheiten erkennen.«

»Flushing Airport«, sagte ich nachdenklich. »Von dort erreicht man auf dem Wasserweg schnell die Westküste des Sound – entweder noch in der Bronx oder schon weiter oben in Connecticut.«

»Du meinst, sie könnten auf dem Landweg weitergefahren sein?«, hakte Steve nach. »Etwa nach Norden?«

»Das wäre eine Möglichkeit.«

»Und Barnes versucht auf eigene Faust, seinen Sohn zu finden. Das kommt mir ziemlich aussichtslos vor.«

»Ist es wahrscheinlich auch«, entgegnete ich. »Es sei denn, er hat einen Anhaltspunkt.«

○

Es herrschte schon Abenddämmerung, aber bis zum Einbruch der Dunkelheit würde noch eine halbe Stunde vergehen.

Unser Treffpunkt war der Ort, an dem Laurent Chevalier und Pierre Molyneux das Einsatzzentrum errichten ließen, etwa dreißig Meilen südwestlich von Saint-Jean-sur-Richelieu, zwischen den Kleinstädten Hemmingford und Franklin. Es handelte sich um eine bewaldete Anhöhe, in deren Mittelpunkt sich eine Lichtung befand. Zugleich war es der höchste Punkt des Hügels, und das dichte Unterholz zwischen den Bäumen des Mischwalds schützte die Fahrzeuge und das Zelt vor Blicken von außen. Vier dunkelgrüne Kastenwagen und sechs ebenfalls in Tarnfarbe lackierte SUVs standen in Reih und Glied. An der Nordseite der Lichtung gab es einen Einschnitt, zu dem ein unbefestigter Weg hinaufführte.

»Von Norden wird aber kein

Schmuggler kommen«, versicherte Laurent, der Phil und mich gemeinsam mit seinem Stellvertreter vor dem Kommandozelt erwartete. »Und über Luftaufklärung verfügen sie auch nicht.«

»Aber wir«, ergänzte Pierre Molyneux stolz. »Minidrohnen! Und zwar sind es kleine, mit Infrarotkameras ausgerüstete, bewaffnete Hubschraubersysteme. Natürlich kennen Sie diese Fluggeräte, Gentlemen. Gesteuert werden sie von hier aus. Wir werden also wissen, wann und wo die Schmuggler ihr privates Tunnelsystem betreten. Wir kennen jeden Eingang und jeden Ausgang.«

»Das erlaubt es uns, den Personaleinsatz auf das Notwendige zu begrenzen«, erklärte der Chief. Er wies auf die angetretenen Gruppen von schwer bewaffneten Anti-Terror-Kämpfern in dunkelgrünen Kampfanzügen und schussicheren Westen, mit Helmen und Nachtsichtgeräten. Drei Formationen von jeweils zehn Mann waren es, die in dieser Minute von ihren Gruppenführern eingewiesen wurden.

»Die Grenze ist von hier zwei Meilen entfernt«, schilderte uns der Inspector die weitere Lage. »Auf der anderen Seite gibt es drei versteckte Eingänge, die sie sich zu den ehemaligen Stollen angelegt haben. Auf dieser Seite der Grenze ist es das Gleiche. Wir werden sie hier in Empfang nehmen. Die Kollegen von der Border Patrol, drüben, sind über unseren Einsatz informiert. Sie sind notfalls bereit, uns zu unterstützen, falls die Schmuggler Lunte riechen und die Flucht ergreifen sollten.«

»Weiß man, wie viele es sind?«, fragte ich.

»Die Burschen, mit denen wir es hier zu tun haben, sind uns alle- samt bekannt«, antwortete Laurent.

»Wahrscheinlich sind es sechs, aller- höchstens sieben Mann. Ihre Taktik bestand meistens darin, dass sie sich in drei Zweier- oder Dreier-Gruppen aufteilen, von denen jeweils eine einen Tunnel – oder Stollen – benutzt.«

»Weshalb wird das Bergwerk nicht einfach geschlossen und gesperrt?«, erkundigte sich Phil.

»Privateigentum«, sagte Pierre Molyneux lapidar. »Der Eigentümer dürfte ein Strohmann der Schmuggler sein, vielleicht von mehreren Banden gemeinsam finanziert. Natürlich hält der Mann sich an die Auflagen der Provinzregierung. Die alten Stollen- eingänge sind mit schweren Bohlenlu- ken gesichert und verriegelt. Aber wie es aussieht, besitzen die Schmuggler Schlüssel.«

»Und Strayhorns heutiges Ge- schenk ist sein erster Hinweis auf dieses Tunnelsystem?«, fragte ich.

Die beiden kanadischen Kollegen schüttelten den Kopf.

»Nein«, antwortete Laurent. »Nur ist es so: In fünf von zehn Fällen geht irgendwas schief, meist schon dadurch, dass die Schmuggler ihren Zeitplan mehrfach ändern. Manchmal, wenn sie Verdacht schöpfen, blasen sie ihre Aktion auch ganz ab.«

»Woher hat Strayhorn seine Infor- mationen?«, wollte Phil wissen. »Ich meine, stempelt er sich nicht selbst zum Verräter – dadurch, dass er zu viele von den Kerlen ans Messer lie- fert?«

»In den meisten Fällen erfahren sie es nicht.«, sagte der Chief. »Strayhorn hat seine Verbindungen, um an die

Informationen heranzukommen. Er bleibt im Hintergrund, hat verschwie- gene Verbindungsleute, die ihm ver- pflichtet sind und ihn deshalb nicht verraten.«

Die Gruppen machten sich bereit für den Abmarsch. Laurent Chevalier und Pierre Molyneux führten uns auf die andere Seite des Zelttes, wo die Drohnen auf kleinen Plattformen standen, zum Start bereit. Insgesamt vier Maschinen waren es, jede mit drei Rotoren und akkubetriebenen Elektromotoren ausgestattet und mit Funkempfänger, Kameras und Mini- kanonen bestückt. Drei der Drohnen waren für den sofortigen Einsatz be- stimmt, die vierte diente als Reserve. Die Steuerpulte und deren Bediener waren im Zelt untergebracht. Ihre Helfer bei den Startplattformen setz- ten die Drohnen in Betrieb und warteten darauf, den Start zu überwachen. Letzterer erfolgte Augenblicke später, als wir uns ins Zelt begaben.

Drei Beamte in Kampfanzügen saßen vor ihren Bildschirmen, Tas- taturen und Joysticks. Eine vierte Steuerstation war unbemannt. Die Bildschirme zeigten grünlich-grau flimmernde Infrarotbilder. Von drau- ßen war das Schwirren der startenden Drohnen zu hören. Sehr rasch, wäh- rend sie Höhe gewannen, verwandelte sich der Ton in ein sattes Brummen, das kurze Zeit später immer leiser wurde.

»Über dem Zielgebiet fliegen sie in großer Höhe«, erläuterte Pierre Mo- lyneux. »Deshalb sind sie dort vom Boden aus nicht zu hören.«

Mit den Koordinaten der Zielpo- sitionen nutzten die Drohnen das GPS-System, um zunächst die drei Stolleneingänge auf der anderen Seite der Grenze zu erfassen. Die US Border

Patrol war auch über den Einsatz der ferngesteuerten Fluggeräte informiert und konnte deren Aufnahmen ebenfalls nutzen.



Als die Drohnen das Zielgebiet erreichten, war es bereits dunkel geworden. Die Infrarotbilder auf den Monitoren waren für das ungeübte Auge nichts als wolkiges Graugrün mit unregelmäßigen Hell- und Dunkelzonen. Die Drohnenpiloten erklärten uns, dass die Stolleneingänge als dunkle Flecken in der Mitte des jeweiligen Bildschirms zu erkennen waren.

Fünf Minuten mussten wir noch warten, dann tat sich etwas.

Die Silhouetten kamen vom unteren Bildrand, scheinbar aus dem Nichts. Sechs Figuren waren es, in Zweiergruppen bewegten sie sich wackelnd vorwärts wie dicke Zwerge in einem Zeichentrickfilm. Aus der Vogelperspektive sahen sie unförmig aus, so als hätte jeder von ihnen einen mächtigen Buckel und ultrakurze Beine. Die Buckel waren Rucksäcke, in denen sie Zigaretten, Drogen oder beides transportierten.

Als die Wackelfiguren die Mitte der Monitore erreichten, verschwanden sie im Handumdrehen in dem jeweiligen schwarzen Loch.

»Jetzt dauert es eine halbe Stunde, bis sie wieder auftauchen«, verkündete Laurent Chevalier.

Die Drohnen begannen ihren Rückflug, um die Stollenausgänge diesseits der Grenze anzufliegen. Pierre Molyneux hatte Kaffee in Isolierkannen und Sandwiches in Frischhaltefolie bereitstellen lassen. Wir bedienten uns, stärkten uns, zumal der Abend noch lang werden konnte. Während

die kleinen Fluggeräte ihrem neuen Zielgebiet entgegenstrebten, wurden die Einsatzgruppen der RCMP erkennbar, wie sie sich vom oberen Bildrand her in unregelmäßig versetzter Formation durch das Buschgelände voranarbeiteten. Die Anti-Terror-Kämpfer standen in direkter Funkverbindung mit den Drohnenpiloten, erhielten derzeit lediglich Meldungen über die Entfernungen, die sie bis zu den jeweiligen Stolleneingängen noch zurückzulegen hatten.

Plötzlich war es so weit.

»Zielobjekte erscheinen!«, sagten die Drohnenpiloten im Chor.

Ich erkannte im ersten Moment nichts auf den Schirmen, doch einen Atemzug später sah auch ich es.

Wie sie aus ihrem schwarzen Loch quollen, erinnerten mich die buckligen Figuren an Honigbienen, die aus den Einfluglöchern ihrer Bienenstöcke krochen, um zum Abflug zu starten. Die Schmuggler blieben am Boden, entfernten sich langsam wackelnd in nördlicher Richtung – nicht ahnend, dass sie höchstens zwanzig Yards zurücklegen würden, um dann auf ein schwer bewaffnetes Empfangskomitee zu stoßen.

Unvermittelt sah ich, dass etwas nicht stimmte.

»Was ist das?«, rief Phil im selben Moment. Er zeigte auf Bildschirm C.

Nur ein Schmuggler wankte dort nordwärts.

»Der zweite Mann ist noch nicht da«, sagte der zuständige Drohnenpilot. »Wahrscheinlich taucht er jeden Moment auf.«

»Das tut er bereits«, sagte ich und

wies auf den unteren Rand des Monitors.

Dort war der fehlende Bucklige zu sehen, wie er aus einem weiter südlich gelegenen schwarzen Loch auftauchte und nach Westen wackelte – parallel zur Grenze, also.

»Den Ausgang kannten wir noch nicht!«, rief Pierre Molyneux bestürzt.

»Was, zum Teufel, hat der Kerl vor?«, stieß Laurent Chevalier hervor. »Der muss doch wissen, dass er uns nicht entwischen kann!«

Ich überlegte nicht lange. »Den Mann übernehme ich«, entschied ich und sah die Kollegen von der RCMP an.

»Nichts dagegen einzuwenden«, antwortete Laurent. »Aber wir haben nur drei Drohnenpiloten.«

»Jetzt haben Sie vier«, sagte Phil und schwang sich auf den Stuhl der Reserve-Steuerstation. »Wenn einer meinen Partner Jerry ins Unglück schickt, dann will ich es sein.«

Alle lachten, doch es klang angespannt, denn alle wussten, dass es kein Spaziergang war, zu dem ich aufbrach. Alle Anwesenden wussten aber auch, dass ich mir den Schmuggler schnappen wollte, weil seine Komplizen es nicht mitkriegen würden. Denn dadurch konnte ich ihm möglicherweise Informationen entlocken, die er in Gegenwart der anderen nicht herauslassen würde.

Pierre Molyneux sagte zu, die Einsatzgruppen über meinen Alleingang zu informieren. Er versorgte mich mit einem Funk-Headset und einem Nachtsichtgerät. Phil und ich testeten unsere Sprechverbindung, dann verlor ich keine Zeit mehr und machte mich auf den Weg.

⊙

Für Straßenkleidung und vor allem -schuhe war das Gelände mörderisch. Unebene Grasflächen, durchsetzt mit Felsbuckeln und immer wieder von dichtem Buschwerk durchzogen, machten das Vorankommen schwer. Doch die Zeit, Kampfstiefel und den dazu passenden Outdoor-Anzug anzulegen, hatte mir ganz einfach gefehlt.

Immerhin lieferte mir das Nachtsichtgerät ein klareres Bild als das, welches ich vom Monitor kannte. Bäume, die aus dem Unterholz aufragten, erkannte ich rechtzeitig, um mir nicht den Schädel einzurennen. Und die Funkverbindung mit Phil war Gold wert.

»Wo bin ich?«, fragte ich in das Mikro.

»Nicht so ungeduldig«, antwortete Phil über den Kopfhörer. »Erst einmal habe ich dich auf dem Schirm. Das ist schon die halbe Miete.«

»Hast du unseren Schmuggel-Einzelgänger?«

»Noch nicht, aber ... jetzt! Okay, er kommt langsamer voran als du. Ändere deine Richtung nach elf Uhr und behalte dein Tempo bei. Dann kriegst du ihn in ein paar Minuten. Sein jetziger Vorsprung beträgt zweihundert Yards.«

»Verstanden«, antwortete ich.

Ich überquerte eine Anhöhe und erreichte ein Gefälle. Es fiel mir leicht, meine Schritte noch deutlich zu beschleunigen. Der Untergrund war an dieser Stelle weniger steinig. Phil gab ein paar Richtungsänderungen durch, dann erreichte ich eine Bodensenke. Vor mir, im hohen Gras, erkannte ich die Fußspuren des Flichenden. Ich sagte es Phil.

»Du müsstest ihn gleich sehen können«, antwortete mein Freund. »Er erreicht jetzt die nächste Steigung

und kommt entsprechend langsamer voran. Du bist auf hundert Yards heran, und er scheint dich noch nicht bemerkt zu haben.«

»Was ist mit den anderen Schmugglern?«

»Sind eingesackt. Keiner hat Widerstand geleistet. In den Rucksäcken wurden hauptsächlich Zigaretten und kleine Mengen Crack gefunden.«

»Warum hat der sechste Mann sich abgesondert? Gibt es darüber eine Aussage?«

»Nein. Keiner sagt ein Wort über ihn, aber alle scheinen etwas zu wissen.«

»Es ist wirklich nichts darüber bekannt, was der Kerl vorhat?«

»Nichts! Menschenskind, Jerry, wenn ich etwas wüsste, würde ich es dir doch sagen!«

»Sorry«, lenkte ich ein. »Scheint so, dass ich irgendetwas ahne und nicht weiß, was es ist. Das zerrt an den Nerven.«

»Verständlich. Pass auf, wenn du den Mann stellst. Wer nervös ist, macht leichter Fehler.«

»Danke für die Belehrung«, antwortete ich, legte den Kopf in den Nacken und grinste zum Himmel hinauf. Ob Phil es sehen konnte, wusste ich nicht. Was ich wusste, war, dass auch er grinste.

Als ich den Kopf senkte und wieder geradeaus spähte, sah ich den Mann im Grünschimmer – und glaubte meinen Augen nicht zu trauen. Er streifte den Rucksack ab, der tatsächlich nicht besonders schwer zu sein schien. Dabei sah ich ihn im Viertelprofil und stellte fest, dass er ebenfalls ein Nachtsichtgerät trug. Achtlos warf er das Schmuggelgut nach rechts in die

Büsche, und ohne sich umzudrehen, setzte er seinen Weg fort.

»Habe Sichtkontakt«, meldete ich an Phil. »Er hat soeben seine Zigaretten weggeworfen.«

»Bestätigt«, antwortete mein Freund. »Vielleicht will er das Rauchen aufgeben.«

»Dann lebt er gesünder – im Gefängnis. Hat er genug auf dem Kerbholz, um da hinzukommen?«

»Kommt drauf an, welche Mengen er geschmuggelt hat. Dann noch der illegale Waffenbesitz ...«

»Okay, und wie viel Vorsprung hat er noch?«

»Vierzig Yards.«

»Gut. Dann hat er gleich verspielt.«

Ich zog die SIG und legte noch einmal Tempo zu – mit dem Nachteil, dass meine Schritte lauter wurden. Der Vorsprung des Mannes war auf dreißig Yards geschmolzen, als er mich hörte. Er verharrte abrupt, wirbelte herum, ließ seine Arme hochrucken. Der Waffenstahl in seinen Händen verursachte ein gelbliches Flirren.

»Jerry, Achtung!«, schrie Phil in meinem Ohr.

Ich hatte längst reagiert, warf mich zur Seite.

Vor der dunklen Silhouette des Schmugglers blitzte es grellrot.

Ich spürte das Sengen des Geschosses, feuerte im Fallen, schlug ins Gras und rollte mich ab. Das Nachtsichtgerät saß noch. Sofort hatte ich die Waffe im Beidhandanschlag, flach auf der Gürtelschnalle liegend. Und erneut zog ich durch.

Wieder blitzte das Mündungsfeuer des Mannes. Die Kugeln schlugen dort

in den Boden, wo ich aufgekrochen war. Das Nachtsichtgerät erlaubte es mir, gründlich genug zu zielen. Ich zog durch.

Und erwischte ihn in dem Moment, in dem er seinen Zielfehler korrigieren wollte. Meine Kugel traf ihn in die rechte Schulter und schleuderte ihn herum wie einen Kreisel. Seine Pistole flog ihm aus der Hand, als er zusammenbrach.

Ich rappelte mich auf und lief hinüber.

»Alles in Ordnung?«, erkundigte sich Phil besorgt.

»Sieht so aus.«

»All right. Vier Anti-Terror-Kollegen sind gleich bei dir.«

Ich war rechtzeitig zur Stelle, um den Schmuggler daran zu hindern, nach seiner Pistole zu greifen. Sie lag nur einen Yard von ihm entfernt im Gras. Ich trat sie weg, schnappte sie mir und verstaute sie in meinem Hosensack. Dann hielt ich den Mann in Schach und beugte mich über ihn. Den Schmerz der Schulterwunde schien er noch nicht zu spüren.

Er leistete keinen Widerstand. Mit der freien Hand drehte ich ihn auf die linke Seite und legte ihm Handschellen an. Dann holte ich ihn zurück, halb auf den Rücken. Ich zog ihm das Nachtsichtgerät vom Kopf, warf es zur Seite und richtete mich auf.

Im selben Sekundenbruchteil bückte ich mich wieder.

Starrte ihn an.

Und glaubte meinen Augen nicht zu trauen.

»Barnes!«, stieß ich hervor. »Darren Barnes!«

»Cotton«, sagte er matt. »Special Agent Jerry Cotton. Die Welt ist klein, was?«

»Habe ich gerade richtig gehört?«, rief Phil in mein Ohr.

»Ja«, antwortete ich. »Mister Barnes ist unter die Schmuggler gegangen.«

»Wie sollte ich denn sonst über die Grenze kommen?«, sagte der breitschultrige blonde Mann. »Die haben doch alle ein Fahndungsfoto von mir. Also musste ich mich an meine alten Kontakte erinnern.«

Ich half ihm auf die Beine. Die Männer vom Anti-Terror-Kommando waren da, verharrten abwartend, mit schussbereiten Maschinenpistolen. Barnes' Gesicht war vor Schmerzen verzerrt, aber er stand sicher auf beiden Beinen.

»Ein Rettungshubschrauber ist unterwegs«, sagte einer der Kämpfer.

Ich bedankte mich und bat die Männer zu warten, weil ich mit Barnes zu reden hatte.

»All right«, wandte ich mich an ihn. »Sie werden einiges zu erklären haben. Im Augenblick nur das Wichtigste. Was wollen Sie in Kanada?«

»Können Sie sich das nicht denken?«, entgegnete er ächzend.

Ich schüttelte den Kopf. »Ich kann nur vermuten, dass es um Ihren Sohn geht.«

»Richtig. Haben Sie Strayhorn kennengelernt?«

»Ja.«

»Dann wissen Sie, dass er ein doppeltes Spiel spielt?«

»Nein. So weit sind mein Kollege und ich noch nicht. Aber ich vermute, Strayhorn hat Ihren Jungen.« Vor meinem geistigen Auge sah ich den Chrysler-Van mit den schwarz getönten Scheiben, wie er in die Halle rollte.

»Natürlich hat er Julian.« Barnes verzog das Gesicht.

»Will er Sie erpressen? Wenn ja, warum?«

»Er hat mitgekriegt, dass ich die Tatwaffe von damals habe. Das war der Auslöser. Jetzt hat er Angst, dass ich auspacke. Deshalb hat er Julian entführen lassen, um mich herzulocken.«

»Und was kommt ans Tageslicht, wenn Sie auspacken?«

»Na, alles, was Strayhorn getan hat und noch immer tut.«

»Aber er ist ein V-Mann der Polizei.«

»Dass ich nicht lache! Er ist der Boss der Schmuggler-Gang in dieser Gegend. Ich kann es beweisen. Und als V-Mann kann er den Mountys seine Konkurrenten ans Messer liefern – so, wie es hier vor ein paar Minuten gerade geschehen ist. Dadurch wird er selbst in dem Geschäft immer mächtiger und unangreifbarer.«

»Sie waren also hier, haben mit ihm zusammengearbeitet.«

»Als Trucker, ja.«

»Wie sind Sie an die Beretta gekommen, mit der Suzanne Duprée erschossen wurde?«

»Strayhorn hat sie mir mitgegeben, weil ich ihm gesagt hatte, dass ich in New York bleiben würde, bei meiner Familie. Er wusste, dass er sich auf mich verlassen konnte und dass das Schieß Eisen bei mir in den besten Händen war. Mit Julian konnte man natürlich nicht rechnen.«

»Weshalb hatte Strayhorn die Tatwaffe, und weshalb wollte er sie loswerden?«

Barnes stieß die Luft hörbar aus und schüttelte den Kopf. »Mann, Sie stellen Fragen! Warum lässt jemand eine Tatwaffe verschwinden?«

»Weil er jemanden damit umgebracht hat.«

»Exakt.«

»Dann hat Harry Strayhorn bei der Vergewaltigung vor zwei Jahren Suzanne Duprée erschossen?«

»Genau so war es. Er konnte die Kleine auf den Tod nicht leiden – im wahrsten Sinn des Wortes. Suzanne Duprée war verrückt nach Kerlen, und sie hat nichts als Unfrieden gestiftet. Er sah seine ganze schöne Organisation in Gefahr, die Schmuggler-Gang natürlich. Auch für das Trucking-Geschäft waren die Streitigkeiten unter den Männern eine Gefahr. Jeder war auf jeden eifersüchtig. Die hatten nichts anderes mehr im Sinn. Jeder wollte Suzanne für sich haben. Dass sie Peter Shehan in den Tod getrieben hat, wissen Sie bestimmt. Aber wissen Sie auch, wer Michael O'Driscoll auf dem Gewissen hat?«

»Strayhorn?«

»Genau. Einen Sniper-Mord in Afghanistan kann man in Auftrag geben, ohne dass ein amerikanischer Soldat daran beteiligt ist. Und es kommt niemals heraus, welcher Taliban den Auftrag ausgeführt hat. Selbst Strayhorn weiß das nicht.«

»Klingt alles plausibel«, sagte ich und nickte beeindruckt. Mein Instinkt hatte mich nicht getrogen, als ich den Schmuggler auf dem Infrarotbild gesehen hatte, wie er sich anschickte, eigene Wege zu gehen. Nicht im Traum hatte ich jedoch damit gerechnet, Darren Barnes zu begegnen.

Wegen des Mordes an Suzanne Duprée würde es ein neues Verfahren geben, und Barnes' Aussage würde dabei großes Gewicht zufallen. Allerdings, so plausibel alles klingen mochte, was er sagte, ganz schlüssig war es immer noch nicht.

»Eine Bitte«, sagte er. »Diese Wunde ist ja nur ein Kratzer. Würden Sie dafür sorgen, dass ich nicht im Hospital bleiben muss? Ich möchte doch gern dabei sein, wenn Sie Julian befreien. Das können Sie doch verstehen, nicht wahr?«

Hubschraubergeräusch war jetzt zu hören. Es näherte sich rasch.

»Natürlich kann ich Ihre Bitte verstehen«, erwiderte ich. »Aber ich muss sie Ihnen leider abschlagen.«

»Was?« Entgeistert starrte er mich an. »Warum denn das? Ich meine, ich habe Ihnen doch alles gesagt. Ich bin sogar bereit, als Kronzeuge auszusagen. Was soll ich denn noch tun?«

»Erst einmal gar nichts«, erwiderte ich. »Ich muss Sie vorläufig festnehmen, Mister Barnes. Sie werden in einem Gefängnishospital untergebracht.«

Er öffnete und schloss den Mund und brachte keinen Laut mehr hervor. Ich gab den Anti-Terror-Kämpfern einen Wink. Sie übernahmen Barnes und führten ihn zu dem bereits ausgeleuchteten provisorischen Hubschrauber-Landeplatz.

»Du lieber Himmel«, sagte Phil in meinem Ohr. »Der Chief billigt dein Vorgehen zwar, weil er dir vertraut. Aber du wirst einiges erklären müssen.«

⊙

Ich benutzte das Telefon in Laurent Chevaliers Büro und lauschte dem Rufzeichen. Niemand meldete sich. Ich hatte den Lautsprecher eingeschaltet, und mit mir lauschten Phil, Laurent und Pierre Molyneux.

Darren Barnes' Wunde war mittlerweile versorgt worden. Ein Durchschuss. Er befand sich im Gefängnis-

hospital von Cowansville, wurde dort von Mountys bewacht und verstand die Welt nicht mehr. Jedes Mal wenn er seine Bewacher anflehte, mich anrufen zu dürfen, erhielt er die freundliche, aber bestimmte Auskunft, dass er benachrichtigt werden würde, sobald sein Sohn frei sei. Laurent hatte seinen Beamten aufgetragen, diese Antwort zu geben – kein Wort mehr.

Endlich wurde am anderen Ende abgenommen.

»Ja!«, bellte eine Männerstimme.

»Mister Strayhorn?«, vergewisserte ich mich.

»Wer denn sonst?«, schnauzte er. »Sie sind Cotton, richtig? Sehen Sie, ich erkenne Ihre Stimme, obwohl wir nur einmal miteinander gesprochen haben. Sie sind umgekehrt nicht in der Lage, meine Stimme zu erkennen. Das ist ein schwaches Bild, Mister Cotton. Ich meine, von einem FBI-Agenten sollte man mehr erwarten. Stimmen erkennen zu können, kann doch manchmal entscheidend ...«

»Wir haben Darren Barnes«, unterbrach ich seinen Redeschwall. Ich war sicher, dass bei ihm auch Leute mithörten. Deshalb hatte es wahrscheinlich so lange gedauert, bis er sich gemeldet hatte.

Eine Sekunde lang blieb es still am anderen Ende.

»Ja, und?«, knurrte Strayhorn schließlich. »Weshalb versuchen Sie dauernd, mit mir über einen Unbekannten zu reden? Was soll der Blödsinn? Müssen Sie deshalb meine Feierabendruhe stören?«

Ich grinste, und meine Mithörer grinsten. Es war ein hartes, entschlossenes Grinsen.

»Ich fürchte, die Störung wird noch etwas länger dauern, Mister Strayhorn.«

»Was? Wieso?«

»Mein Kollege und ich werden zu Ihnen hinauskommen, nach Delson.«

»Wann?«

»Jetzt sofort.«

Strayhorn schnappte nach Luft. »Von Höflichkeitsregeln haben Sie noch nichts gehört, was? Wenn Sie unbedingt herkommen müssen, dann morgen früh. Vorher geht gar nichts.«

»Hören Sie, Mister Strayhorn ...«

»Was wollen Sie hier überhaupt?«, fiel er mir ins Wort.

»Wir wollen Julian Barnes abholen.«

Wieder verschlug es ihm die Sprache.

»Jetzt passen Sie mal gut auf!«, bellte er dann. »Langsam reicht es mir mit dieser Barnes-Scheiße! Ich kenne keinen, der so heißt, und hier ist auch keiner, der so heißt. Ist das langsam klar?«

»Überhaupt nicht. All right, Mister Strayhorn, gehen wir zum Klartext über. Ihr Grundstück ist umstellt. Niemand darf Ihr Anwesen verlassen. Sollte jemand es trotzdem versuchen, wird ohne Vorwarnung geschossen. Haben Sie verstanden?«

»Das ... das ist ja ...« Mehr bekam er nicht heraus.

»Mein Kollege Decker und ich fahren jetzt hier ab und kommen direkt zu Ihnen. Den Grund habe ich Ihnen bereits genannt. Ich muss noch hinzufügen, dass Mister Barnes sich als Kronzeuge zur Verfügung stellen wird. Die ersten Protokolle werden zur Stunde bereits aufgesetzt. Darren Barnes weiß, dass Sie seinen Sohn in Ihrer Gewalt haben. Sollten Sie auf

die Idee kommen, dem Jungen etwas anzutun, wird für Sie alles nur noch schlimmer.«

»Ich verlange freien Abzug«, flüsterte Strayhorn unvermittelt.

»Erst wenn wir bei Ihnen sind«, entgegnete ich. »Phil Decker und ich stellen uns als Austauschgeiseln zur Verfügung, und Sie bekommen das freie Geleit, wenn Julian in Sicherheit ist.«

»Sie haben ja keine Ahnung!«, schrie Strayhorn.

»Das mag sein. Trotzdem müssen Sie sich an meine Bedingungen halten. Sie haben keine andere Wahl.«

»All right«, antwortete Strayhorn heiser. »Kommen Sie her. Aber wenn Sie mich reinlegen wollen ...«, er flüsterte wieder, »überlebt der Kleine es nicht.«

Ich legte auf, und wir fuhren sofort los.



Außenlampen tauchten den Hof in taghelles Licht. Phil und ich fühlten uns wie auf dem Präsentierteller. Strayhorn war unberechenbar genug, um uns einfach abknallen zu lassen. Doch bei aller Unbeherrschtheit musste er auch wissen, dass er einen solchen Wahnsinnsakt nicht überleben würde.

Phil hatte während der Fahrt noch einmal mit Pierre Molyneux telefoniert. Der Inspektor hatte zuvor mit dem leitenden Techniker der Elektro-Installationsfirma gesprochen, deren Stammkunde Harry Strayhorn war. Auf diese Weise hatten wir alles erfahren, was wir erfahren mussten. Und der Ring um das Grundstück war enger gezogen worden. Laurent Chevalier ließ uns ausrichten, dass er uns für den Einsatz Glück wünschte.

Die Jalousien der Bürofenster waren heruntergelassen. Dass drinnen Licht brannte, konnte man erkennen, mehr aber auch nicht. Wahrscheinlich beobachteten sie uns durch Ritzen zwischen den Lamellen.

Die Tür war unverschlossen. Eine Klingel gab es nicht. Deshalb traten wir kurzerhand ein. Ich machte drei Schritte in den Empfangsraum hinein und stoppte dann, als hätte mich der Blitz getroffen. Phil war hinter mir stehen geblieben, gleich rechts am Türrahmen.

Strayhorn stand rechts neben dem Tisch. Er hatte den Jungen bei sich. Julian war gefesselt und geknebelt.

Es versetzte mir einen Stich, ihn so sehen zu müssen.

Die drei Entführer kannten wir aus Fotos in den Gerichtsakten: Kaminski, Iverson und Ulster, die Mitangeklagten im Vergewaltigungsprozess. Sie hatten sich auf der linken Seite des Empfangsraums aufgebaut. Keiner von ihnen richtete eine Waffe auf uns.

»Und jetzt?«, fragte Strayhorn knapp.

»Der Junge geht raus«, antwortete ich. »Wir bleiben hier.«

Strayhorn nickte. »Und keine Tricks?«

»Keine Tricks«, bestätigte ich.

Er klopfte Julian auf die Schulter und stieß ihn auf uns zu. Der Junge bewegte sich mechanisch wie ein Roboter. Ich nickte ihm zu, als er an mir vorbeiging.

Ich hörte, wie Phil ihm die Tür aufhielt.

»Geh einfach zu unserem Wagen«, sagte mein Freund. »Es ist ein schwarzer Dodge Charger, er steht mitten auf dem Hof.«

Julian gab einen gurgelnden Laut von sich und tat wie ihm geheißen.

Phil wartete die vereinbarten zehn Sekunden. Jetzt hatten die Männer draußen den Jungen in Empfang genommen und in Deckung gebracht. Phil drückte auf den Schalter der Jalousien.

Als das Surren ertönte, zuckten die Entführer zusammen.

Die Jalousien begannen sich aufzurollen. Der erste Fensterspalt, unten, wurde im Handumdrehen freigegeben.

»Verdammt, was soll das!«, schrie Harry Strayhorn. »Wer war das?«

Von dem Installateur wussten wir, dass es sich um eine moderne Jalousieanlage handelte. Etwa drei Sekunden würde es dauern, und die gesamten Fensterflächen waren frei.

»Ich«, antwortete Phil.

»Geben Sie auf!«, rief ich. »Leisten Sie keinen Widerstand! Es wird sofort gezielt geschossen.«

Die Entführer dachten nicht daran, meine Warnung zu befolgen. Sie duckten sich, gingen auf Abstand und zogen ihre Pistolen. Die roten Punkte, die auf ihren Jacketts erschienen, beachteten sie nicht. Stattdessen legten sie ihre Waffen auf uns an.

Phil und ich warfen uns hin.

Strayhorn tat es uns nach.

Scheiben zersplitterten krachend, und ein Kugelhagel mähte die drei Männer um, als sich ihre Zeigefinger um die Abzüge krümmten. Doch sie bekamen keinen Schuss heraus.

»Nicht schießen!«, wimmerte Strayhorn vor uns, auf dem Boden. »Nicht mehr schießen. Ich will eine Aussage machen!«

Phil gab es an die Kollegen durch. Wir richteten uns auf, legten Strayhorn Handschellen an und belehrten

ihn über seine Rechte. Noch auf dem Weg in die Stadt begann er zu reden. Dass er Jacques Froissard hatte umbringen lassen, leugnete er gar nicht erst. Und auch alles andere, was wir schon von Darren Barnes erfahren hatten, gab er zu.

Nur eines nicht.

⊙

Phil und ich fuhren zum Gefängnis in Cowansville und trafen Darren Barnes in einer Besucherkabine mit einer Trennwand aus schusssicherem Glas. Er trug einen Schulterverband. Man hatte ihn aus dem Hospital in eine normale Zelle verlegt. Ich sprach mit ihm über Telefonhörer. Zunächst aber ließ er mich nicht zu Wort kommen.

»Ich verlange, sofort meinen Sohn zu sehen!«, schrie er mich an. »Holen Sie mich hier heraus! Warum werde ich noch immer festgehalten? Verdammt, ich will endlich Julian sehen!«

»Ihrem Sohn geht es gut«, antwortete ich ruhig. »Seine Mutter ist bereits bei ihm. Und zu gegebener Zeit werden Sie ihn auch sehen können.«

»Jetzt gleich, wenn ich hier rauskomme.«

Ich schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, Mister Barnes, später. Ich nenne Ihnen jetzt den Grund Ihrer Festnahme. Sie werden angeklagt wegen Mordes an Suzanne Duprée. Ihr Mitangeklagter Harry Strayhorn hat alles gestanden. Nur das eine nicht, nämlich ebendiesen Mord. Er hatte keinen Grund, etwas zu beschönigen oder Tatsachen zu verdrehen, denn auch er wird lebenslänglich ins Gefängnis gehen – genau wie Sie. Weil

er Ihnen nämlich den Auftrag gegeben hat, Suzanne Duprée im Durcheinander der Vergewaltigung zu erschießen, danach unbemerkt zu verschwinden und die Tatwaffe mit nach New York zu nehmen. Und Sie sollten sich nie wieder in Kanada blicken lassen – für den Fall, dass sich doch jemand an Sie erinnerte. Aber das ist ja nicht geschehen. Bill Yankton ist übrigens frei; das Urteil wegen Mordes wurde aufgehoben. In dem Verfahren wegen Vergewaltigung wird ihm wahrscheinlich die verbüßte Strafe angerechnet werden. Das würde bedeuten, dass er in Freiheit bleibt.«

Darren Barnes wurde kreidebleich. Seine Augen schienen aus den Höhlenquellen zu wollen. Als Phil ihm den Haftbefehl auf seinen Namen zeigte, sank er buchstäblich in sich zusammen.

»Dieser elende Schweinehund Strayhorn!«, flüsterte er tonlos. »Er hat mir hoch und heilig versprochen, mich niemals in die Sache hineinzuziehen. Er hat geschworen, mich nicht mehr zu kennen.«

Ich nickte. »Er hat versucht, sich daran zu halten. Aber wenn Menschen sich selbst in die Enge treiben, vergessen sie ihre Versprechen leicht.«

ENDE



er Ihnen nämlich den Auftrag gegeben hat, Suzanne Duprée im Durcheinander der Vergewaltigung zu erschießen, danach unbemerkt zu verschwinden und die Tatwaffe mit nach New York zu nehmen. Und Sie sollten sich nie wieder in Kanada blicken lassen – für den Fall, dass sich doch jemand an Sie erinnerte. Aber das ist ja nicht geschehen. Bill Yankton ist übrigens frei; das Urteil wegen Mordes wurde aufgehoben. In dem Verfahren wegen Vergewaltigung wird ihm wahrscheinlich die verbüßte Strafe angerechnet werden. Das würde bedeuten, dass er in Freiheit bleibt.«

Darren Barnes wurde kreidebleich. Seine Augen schienen aus den Höhlenquellen zu wollen. Als Phil ihm den Haftbefehl auf seinen Namen zeigte, sank er buchstäblich in sich zusammen.

»Dieser elende Schweinehund Strayhorn!«, flüsterte er tonlos. »Er hat mir hoch und heilig versprochen, mich niemals in die Sache hineinzuziehen. Er hat geschworen, mich nicht mehr zu kennen.«

Ich nickte. »Er hat versucht, sich daran zu halten. Aber wenn Menschen sich selbst in die Enge treiben, vergessen sie ihre Versprechen leicht.«

ENDE


**BASTEI
LÜBBE**
www.bastei.de

Jedem seine Welt.

Liebe Leserinnen und Leser,
wir möchten Ihnen garantieren, dass Sie als Sammler jedes **aktuelle** Exemplar der von Ihnen bevorzugten Serien erhalten. Sollte Ihnen ein Heft fehlen oder es bei Ihrem Händler vergriffen sein, wenden Sie sich bitte an:
Romantruhe-Buchversand, Röntgenstraße 79, 50169 Kerpen-Türnich
Telefon: 02237/92496, Fax: 02237/924970, www.Romantruhe.de
Die Lieferung erfolgt nach Vorkasse zuzüglich 1,50 € Versandkosten, Auslandsporto 5,50 €, auf unser Konto bei: Postbank Köln, lautend auf:
Romantruhe-Otto, Kontonummer: 474 99 55 08, Bankleitzahl: 370 100 50

Sie finden uns auch im Internet: unter <http://www.bastei.de>. Hier können Sie aktuelle Informationen zu unseren Serien und Reihen abrufen, mit anderen Lesern in Kontakt treten, an Preisausschreiben und Wettbewerben teilnehmen oder in Fan-Shops stöbern. Schauen Sie mal rein – es lohnt sich!